

ANIL K. JAIN

DIE MASCHINE

– ERZÄHLUNG –

(ca. 1992)

INHALTSVERZEICHNIS

Lärm und Gestank	1
48 Quadratmeter	6
Ausgeschlossen	12
Wut	17
Scherben	21
Krank	27
Ordnung und Sauberkeit	40
Die Versammlung	45
Anerkannt	52
Nur ein kleines Feuer	57
Die Drohung	63
Die Maschine	69

LÄRM UND GESTANK

Ein dichtes Gewebe von Tönen durchdringt die Luft. Fast greifbar fest drückt sie mit ihrem Gewicht gegen das Trommelfell. Wie ein dickflüssiger Brei verteilt sich der Lärm bis in die entlegensten Winkel der neonbeleuchteten Halle. Alles erstickt diese Fülle von Geräuschen. Die Stimmen der Arbeiter gehen unter im wogenden Wirrwarr des Maschinenlärms. Nur Wortfetzen treiben manchmal am Ohr vorbei. Kaum gelingt es der Stimme eines Arbeiters die Oberhand zu gewinnen und seinem Gegenüber ein paar Anweisungen zuzuschreien. Doch es bleibt ohnehin wenig Zeit für Unterhaltungen, nur ab und zu ein flüchtiges Gespräch: Worte, mühsam gewechselt im rationell durchdachten Krach der Maschinenfabrik. Lediglich bei genauerem Hinhören offenbart der Lärm sein System. Ein diffiziles und komplexes Taktgebilde liegt dem Ganzen zugrunde. Und im Zusammenklang ergibt sich eine Symphonie: die Musik der Arbeit, ganz und gar kunstlos und doch so kunstvoll erdacht und komponiert.

Bereits nach kurzer Zeit hat man sich jedoch an den Lärm gewöhnt. Fast schon wird er zum selbstverständlichen Bestandteil der Gegenwart. Langsam beginnt dann die Nase den Geruch wahrzunehmen: Metallgeruch, nicht stark, nur ganz fein, ganz unterschwellig und subtil, aber doch so penetrant und widerlich. Er beißt sich fest wie eine Zecke – auf der Kleidung, der Haut und sogar im Mund stellt sich bald ein Geschmack wie nach rostigem Eisen ein. Und dieser Geruch verfolgt einen, man kann ihm nicht entkommen, sogar nach Hause begleitet er dich. Auch das Waschen hilft wenig, denn Nase und Mund sind mittlerweile so sensibilisiert, daß sie auch kleinste Spuren von Metall wahrnehmen, die sich – heimtückisch und hinterhältig – in den Unebenheiten der Haut festgesetzt haben.

Es ist dieser Geruch, wie er entsteht, wenn feuchte Hände an blank poliertem oder auch stumpfem Metall reiben: der Geruch der Arbeit, saurer Schweiß, durchmischt mit Eisenstaub, noch intensiver im Sommer, wenn drückende Hitze salziges Wasser aus blauen Arbeitskitteln dunstet. Dann kann man verstehen, warum das Bier so reichlich durch die Kehlen fließt, Kühle verbreitend und dieses Gefühl gleichgültiger Leere, so angenehm, nicht nur am Feierabend. Denn wie sonst ließe sie sich ertragen, die immer gleiche, immer gleich metallisch schmeckende Arbeit? Man treibt dahin in der Gleichförmigkeit der Tage, jeder Handgriff längst zur Routine geworden und abgestumpfte Sehnsüchte dämmern vor sich hin, kein Land in Sicht.

Auf einmal fragt man sich: Was ist es nur, das diese Ströme von Menschen alltäglich die Straßen und U-Bahnen verstopfen läßt, sie aus der gepflegten Spießigkeit ihrer Wohn- und Schlafzimmer treibt? Ist es das Neonlicht, das, von der Fabrikdecke herab scheinend, sie Motten gleich anlockt

mit seinem nüchtern reinen Weiß? – Wohl kaum. Schon eher ist es die Gewohnheit, die arbeitsmüde Glieder ihren Weg durch morgentrübe Straßen finden läßt, damit alles seinen Gang gehen kann, alles so weitergeht wie bisher. Und so erträgt man den Lärm der Halle, verdrängt den Gestank des Metalls und tut, was die Maschine von einem verlangt.

Doch bei ihm ist das anders. Er nimmt seine Arbeit ernst, denn ein Leben ohne Arbeit ist kein Leben für ihn. Deshalb steht Marek an seiner Maschine und versucht seinem Leben Sinn zu geben. Auch heute, so wie jeden Tag, erledigt er seine Arbeit mit der von ihm gewohnten Sorgfalt. Ja, sorgfältig ist Marek und diese Sorgfalt diktiert ihm eine gewisse Unnahbarkeit, nun schon seit über 36 Jahren. Jeder nennt ihn hier deshalb so, spricht ihn als Herrn Marek an, oder läßt das »Herr« einfach weg. Kaum einer kennt seinen Vornamen. Den hat Marek schon fast selbst vergessen, so selten geschieht es in letzter Zeit, daß man ihn bei diesem, von ihm nicht sehr geliebten Namen nennt. Denn seine Mutter hatte ihn nicht gefragt, wie sie ihn nennen soll, als damals – es war noch vor dem Krieg – ein heute etwas in Verruf geratener Name Mode war. Und wer weiß, vielleicht hätte er damals diesen Namen sogar mit Stolz getragen. Heute aber schämt er sich deswegen und ist froh, daß man ihn weitgehend damit verschont. Nur die Mutter, die hatte ihn immer so genannt. Doch Mareks Mutter ist nun tot und er, Marek, ist jetzt ganz alleine. Das hat – so makaber es klingen mag – sowohl Vorteile wie Nachteile für ihn:

Vorteile, weil er jetzt weniger oft seinen so wenig geliebten Vornamen hören muß. Auch fühlt Marek sich befreit, denn die Alte war zum Schluß immer pflegebedürftiger und gleichzeitig bössartiger geworden war. Er muß sich nun nicht mehr ihr ständiges Genörgel anhören und wird auch nicht mehr wie ein kleines Kind behandelt. Wirklich, die letzten Monate waren nicht einfach für ihn gewesen. Die ganze Zeit über eingesperrt in der engen Wohnung mit seiner kranken Mutter. Nur tagsüber Ruhe, wenn er in der Fabrik war und sie sich notgedrungen selbst helfen mußte. Denn daß er ihretwegen seine Arbeit vernachlässigte, kam sowohl für ihn als auch für sie nicht in Frage. Abends dann aber ihre Befehle: »Mach mir doch endlich mein Essen!« oder »Es wird Zeit, daß du wieder mal den Boden wischst. Man klebt ja schon beinahe fest beim Gehen.« Dazu noch ihre nicht enden wollenen Vorwürfe: »Nie bist du da, wenn man dich braucht. Warte nur bis Vater heimkommt ...«

»Aber Mutter, der ist doch schon lange gestorben, im Krieg. Weißt du es denn nicht mehr?« Aber die Mutter hat es vergessen. Auch, daß sie ihn nicht mehr bei seinem Vornamen nennen soll hat sie vergessen. Und deshalb immer wieder dieser Name, mit jedem Mal verhaßter, schlimmer fast als all die anderen Unannehmlichkeiten, die sie ihm bereitete. Da wird der

Tod schließlich zur Erlösung, herbeigesehnt und beinahe... Wie einfach wäre es gewesen: »Komm Mutter, nimm deine Tropfen, dann geht es dir bald besser.« Gedankenspiele, wie einfach in die Tat umzusetzen, wie problemlos problemlösend. Doch dann, eines Tages, wie von selbst: der Tod. Ein ausgekühlter Körper im warmen Bett – sanft entschlafen.

Andererseits, so sehr Marek auch insgeheim froh ist über diesen Tod: manchmal wünscht er sich doch, wieder einmal mit jemandem sprechen zu können, wenn er alleine in seiner Wohnung sitzt, vielleicht die Zeitung liest oder den Fernseher aus Langeweile einstellt. Auch muß er sich eingestehen, daß es, seit seine Mutter ihn nicht mehr zur Ordnung antreibt, ein wenig unordentlich bei ihm aussieht. Niemand findet sich, der den Staub von den Möbeln wischt, das Geschirr bei Zeiten spült, den Boden putzt und die Wäsche wäscht. Marek läßt sich gehen. Und so überziehen dicke Staubschichten die Möbel, stapelt das Geschirr sich in der Spüle, macht sich Ungeziefer auf dem Boden breit und beginnt die Kleidung auf Mareks Haut zu stinken. Jawohl, man kann sagen, daß Marek ein wenig verwahrlost ist. Doch ihn stört das nicht. Ihn stört auch der Gestank nicht, den er verbreitet und der zuweilen die Leute dazu veranlaßt, sich angewidert von ihm abzuwenden. Aber auch das ist ihm gleichgültig, denn mit den Leuten hatte er noch nie viel im Sinn. Ich bin lieber alleine, denkt er. Die Menschen sind schlecht.

Und weil das so ist, steht Marek jeden Morgen um sechs Uhr auf, liegt manchmal noch eine Weile im Bett und wartet, noch verwirrt vom Schlaf, daß seine Mutter ihn zum Frühstück ruft, bis ihm dann einfällt, daß sie ja gar nicht rufen kann. Schließlich geht er selbst in die Küche, setzt Wasser für den Kaffee auf und schmiert sich zwei Brote. Wenn er dann gefrühstückt hat, zieht er sich an und macht sich auf den Weg zur Fabrik. Dort steht er acht Stunden und meistens sogar länger an seiner Maschine, die kein Mensch ist. Denn so verwahrlost Marek auch sein mag, nie würde es ihn einfallen, zu Hause zu bleiben und einfach in den Tag hinein zu leben. Ohne die Arbeit hätte das Leben doch keinen Sinn mehr, dann könnte man sich ja gleich aufhängen. Also ist er auch weiterhin sorgfältig, hegt und pflegt seine Maschine, die nicht mehr die neueste ist, dank seiner Pflege aber noch tadellos funktioniert und geht auf in seinem Beruf, den er insgeheim als Berufung empfindet.

Er hört den Lärm nicht, der tosend in die Gehörgänge seiner Ohren drückt, hört nicht das Stampfen, Rotieren, Summen und Kreischen der Maschinen. Im Gegenteil: wenn er die Halle betritt, überkommt ihn eine angenehme innere Stille und Ruhe. Es scheint fast, als brauche er diese lärmende und Metallgeruch verbreitende Geräuschkulisse, um jene gewissenhafte Sorgfalt entfalten zu können, die seine Arbeit von ihm verlangt. Denn nur eines verschafft ihm

wahre Befriedigung: wenn er mit wenigen aber gelungenen Handgriffen – tausendfach geübt – seiner Maschine ein bizarr gewundenes, so überirdisch glänzendes, auf den hundertstel Millimeter genaues Metallteil entlockt. Ruhig beginnt er mit der Arbeit, aber dann, vor den letzten Handgriffen, überkommt ihn eine Erregung. Erregung, sich steigernd: anwallendes Blut. Eine Versteifung zwischen den Lenden läßt die Hose eng werden und ein leicht feuchtes Gefühl begleitet schließlich den prüfenden Blick, der genugtuend über das fertige Stück wandert. Kann man einem solchen Menschen die geliebte Arbeit wegnehmen? Eigentlich müßte die Antwort auf diese Frage »Nein!« lauten. Doch Marek weiß es besser. Ja, man kann es, auch wenn es für ihn unfäßbar ist. Wozu hat man sein ganzes Leben lang Lärm und Gestank ertragen, tosende Maschinen, metallschwarze Hände und diesen Geruch, so widerlich, so widerlich metallisch gut, auch nach dem Händewaschen? Nein, es ist einfach unglaublich!

Aber wenn wir ehrlich sind: so überraschend kommt das nicht. Er hätte es sich denken können. Eine derart alte Maschine, wie jene, an der Marek arbeitet, kann sich ein moderner Betrieb eben nicht leisten. Die neue Zeit verlangt nach ausgefeilter Technik, nach Elektronen, die auf Leiterbahnen hin und her flitzen, ständig besorg um Leistung, Produktivität und Präzision. Da kann einer wie Marek nicht mehr mithalten. So sorgfältig er auch arbeiten mag, so routiniert seine Handgriffe auch sein mögen, so nahe seine Erregung während der Arbeit auch einem wahren Orgasmus kommen mag: all das ist nichts im Vergleich zu dem, was eine neue, elektronengesteuerte und ihn überflüssig machende Maschine zu leisten vermag.

Das sieht auch Marek ein. Man hat es ihm schließlich ausführlich und mit den freundlichsten Worten erklärt: »Mein lieber Marek oder darf ich ... seit über 36 Jahren sind Sie nun ... länger als ich sogar ... Konkurrenzdruck ... Modernisierungszwang ... leider zu alt bereits für eine Umschulung ... jedoch keine Gedanken über Zukunft machen ... der Betrieb sorgt ... lassen uns nicht lumpen ... neue Generation ranlassen! ...«

Doch trotz dieser freundlichen Worte – die auch gefunden werden, nachdem die Wohlgerüche gewohnte Chefnase Mareks ungewaschenen Gestank gewittert hat – hegt er insgeheim einen Groll als er das Betriebsleiterbüro verläßt. Das ist auch verständlich, denn der Chef hat Mareks Antwort gar nicht erst abgewartet, hat ihn gegen seinen Willen bei seinem ungeliebten Vornamen genannt. Und schließlich: Wie soll Marek jetzt seinem Leben Sinn geben, Befriedigung empfinden und dem Schmutz seiner Wohnung entkommen?

Das sind Fragen, die ihm durch den Kopf gehen und so hört er nicht die sich mit seinem Standort verändernde Musik der Maschinen, während er zu seinem Arbeitsplatz zurückgeht, begleitet vom »zsch-kl-pp« der Stanze und dem »rattata-rattata-rattata« einer sich drehenden Trommel.

Wut und Resignation machen sich in ihm breit und lassen keinen Platz für den alles durchdringenden Lärm. Sogar der Metallgeruch wird heute überdeckt vom penetranter denn je wehenden Gestank Mareks.

48 QUADRATMETER

Seit einem Monat sitzt Marek nun zu Hause in seiner Wohnung. Seit einem Monat kein Lärm, kein Metallgeruch, kein Gefühl der Befriedigung. Nur Langeweile und Wut. Die Zimmerwände wie die Gitterstäbe eines Käfigs. Und in dem Käfig sitzt Marek, gefangen mit sich und seinem Gestank, den er noch immer verbreitet, ungehindert, kein Fenster will sich öffnen, um frische Luft hinein und seinen beißenden Raubtiergeruch hinaus zu lassen. Nur einmal hat er sich aufraffen können ein wenig sauber zu machen, aber auch das nur mit halber Kraft und kaum von Erfolg gekrönt. Nun läßt er solche Versuche bleiben, weil ihm alles seither egal ist, müde und resignierte Gleichgültigkeit ihn erfaßt hat. Und je länger dieser Zustand andauert, desto gleichgültiger wird er.

Seit einem Monat kein Lärm, kein Metallgeruch, kein Gefühl der Befriedigung. Seit einem Monat ein Leben ohne Sinn, ohne Arbeit, ohne Lust. Nur Langeweile und Wut und die Wände der Wohnung: 48 Quadratmeter Wohnfläche, klebriger Linoleumboden, abgetreten von zur Untätigkeit verdamnten, aber trotzdem unermüdlichen Marekfüßen. So geht es von sechs Uhr morgens bis in den späten Vormittag hinein. Noch immer sechs Uhr morgens, weil alte Gewohnheiten sich schwer ändern lassen. Also schreitet Marek, nachdem er gefrühstückt hat, durch die Wohnung und weiß nichts mit sich anzufangen. Dann und wann knackt eine Schabe unter seinem Schuh und verschmiert ihren Saft auf dem Linoleum. Sonst nur das Knarren der Dielenbretter.

Manchmal sieht er fern. Dann sitzt er in seinem Wohnzimmer und starrt – durch den Apparat hindurch – auf das Muster der Tapete, denn das Programm kann sein Interesse nur selten erwecken: blumig geschlängelte Grüntöne auf angegrautem Weiß, immer wieder neu, interessant, verwirrend. Doch die Geräusche aus dem Lautsprecher geben ihm ein leises Gefühl von Leben. Leben, das Marek nötig hat. Leben, ohne das Marek schon längst gestorben wäre. Genau genommen ist er bereits tot. Das einzig Lebendige an ihm ist seine kurzzeitig aufflackernde Wut: Wut auf seine Mutter, die ihn alleine gelassen hat in der Trostlosigkeit der kleinen und doch so bedrückend weiten, weil einsamen Wohnung, wo Minuten sich wie Stunden hinziehen und Ungeziefer ihm seine Besitzrechte streitig macht.

Die Mutter, die macht sich ein schönes Leben in ihrem Totenreich, und er, Marek, muß im eigenen Dreck ersticken. Aber das wäre alles nicht so schlimm. Was stören in Dreck und Einsamkeit, wenn er nur seine Arbeit hätte, glücklich sein dürfte und wieder jenes Gefühl der

Befriedigung dabei empfinden könnte, umgeben vom Lärm und dem Metallgeruch der Fabrikhalle? Die wahren Schuldigen an seinem Zustand, an seiner Niedergeschlagenheit und Wut, das weiß Marek, sind ganz anderswo zu suchen, nicht bei einer alten Frau, die ihren längst verdienten Abschied von dieser Welt endlich genommen hat. Sie sitzen in Betriebsleiterbüros, nehmen Taschenrechner und Computer zur Hand und tippen lange Zahlenkolonnen ein, um festzustellen, daß einer wie Marek von nun an völlig überflüssig ist:

»Mit den neuen Maschinen können wir die Produktion um 150% steigern und sparen zudem Personalkosten. Dadurch können wir günstiger produzieren und bleiben wettbewerbsfähig. Natürlich ist das hart für einige ältere Beschäftigte. Der Betriebsrat könnte Schwierigkeiten machen. Aber das werden wir schon irgendwie zurechtbiegen: Der Wettbewerbsdruck wird schließlich immer größer. Falls wir nicht modernisieren, können wir nicht mehr mithalten und dann können wir auch für die anderen Arbeitsplätze nicht garantieren. Das wird ziehen. Sollen sie doch in den Vorruhestand gehen. Sogar, wenn wir eine kräftige Abfindung zahlen müssen, rentiert es sich allemal.«

Bei diesen Worten kommt ein zufriedenes Grinsen auf das Betriebsleitergesicht, weil der Computer so schöne Zahlen errechnet hat. Marek stellt sich vor, er könnte in dieses Grinsen schlagen. Seine Faust ballt sich schon bedrohlich, doch dann läßt er sie sinken, denn gerade hat im Fernsehen die Wiederholung des großen Wunschkonzerts von gestern abend begonnen und sie spielen einen Schlager aus seiner Jugendzeit. Jawohl, auch er war einmal jung, nur daß es eben schon so lange her ist, daß es irgendwie unwirklich erscheint. Und genau genommen war auch keine richtige Jugend. Gleich nach der Volksschule hatte er sich wie ein Besessener zunächst in die Lehre und dann in seine neu begonnene Arbeit gestürzt, froh endlich den engen Wänden der Wohnung zu entkommen, jenen 48 Quadratmetern, die er noch heute bewohnt. Denn nachdem es Gewißheit geworden war, daß Mareks Vater nicht mehr aus dem Krieg heimkehren würde, die Mutter alleine mit ihm dastand, hatte sie sich an ihr Kind geklammert, es umsorgt und beschützt, eingesperrt und erdrückt mit ihrer Angst und ihrer Liebe.

So verbrachte Marek seine Kindheit wie ein Gefangener zwischen den vier Wänden seines Zuhauses, während die Mutter arbeitete, um das Geld für ihren Unterhalt zu verdienen, da die kärgliche Witwenrente dazu keinesfalls ausreichte. Nur selten durfte er hinaus zum Spielen, spielte dann in den Ruinen der zerbombten Stadt und ein Glück nur, daß seine Mutter davon keine Ahnung hatte, denn sonst hätte Marek auch darauf verzichten müssen. Freunde hatte er keine. War er alleine zu Hause, so beschäftigte er sich, als er älter war, meistens mit seinem einzigen Spielgefährten und der brachte ihm milchig weiße Freude. Dieses Spiel war zwar

ein verbotenes, doch er spielte es mit geheimer Leidenschaft, oft sogar, bis es ihm Schmerzen bereitete.

Natürlich war da noch die Schule. Aber auch dort blieb er isoliert, da er mit niemandem Kontakt suchte. Für die Lehrer war er ein unauffälliger Schüler, er kam nie zu spät zum Unterricht, erledigte seine Hausaufgaben fleißig, sprach wenig und nie ungefragt, hatte eine gestochen saubere Handschrift und zeichnete sich weder durch übermäßige Intelligenz noch durch allzu große Dummheit aus. Die Schule hätte also alles in allem eine durchaus angenehme Abwechslung in seinem Alltag sein können, hätte er nicht schon damals eine unerklärliche Abneigung gegen seinen Vornamen gehegt. Er haßte es nämlich bei diesem Namen aufgerufen zu werden, etwa um ein Gedicht auswendig herzusagen oder eine Aufgabe an der Tafel zu lösen. Jedesmal war er deshalb froh, wenn der Schulgong das Unterrichtsende verkündete und er in die sichere Einsamkeit seines Zuhauses entlassen wurde.

Niemand wartete dort auf ihn oder kontrollierte sein pünktliches Eintreffen, und doch fiel es ihm niemals ein, sich herumzutreiben. Er war zu folgsam, das Verbot der Mutter zu mißachten, und interessierte sich auch weiter nicht für die Welt draußen. Für gewöhnlich wärmte er zuerst das für ihn bereitgestellte Essen auf und erledigte, nachdem er es herunter geschlungen hatte, seine Hausaufgaben. Die restliche Zeit verbrachte er mit Lesen und Tagträumereien, die regelmäßig in seinem Lieblingsspiel endeten. So ging es, bis ihn die Mutter einmal dabei überraschte und ihn dafür bestrafte. Danach wagte er nicht mehr, sich ihm hinzugeben. Erst als er in die Lehre kam, konnte er es wieder spüren, dieses angenehme Gefühl, wenn sich die Spannung in seinen Lenden entlud. Er stellte nämlich fest, daß ihn die Arbeit an den Maschinen und der Metallgeruch, oder vielmehr die Kombination von beidem, sexuell zu erregen schien.

Sugarsugarbaby, oh, oh, Sugarsugarbaby, summt Marek. Seine Hände, längst schon wieder entspannt, trommeln dabei – ein wenig ungeschickt – den Rhythmus auf der Sessellehne. Sugarsugarbaby: das waren noch Zeiten! Das Wirtschaftswunder blühte und in der Fabrik wurden Überstunden geschoben. Keiner hätte auch nur im Traum daran gedacht einen einzigen Mann zu entlassen. Da war man froh um jedes Paar Hände, das zupacken konnte. Und dann die Fußballweltmeisterschaft 1954. Da hatte man es der Welt gezeigt, daß man wieder jemand war.

Marek schaltet den Fernseher aus, denn das Wunschkonzert ist beendet und die Nachrichten, die nun gesendet werden, will er nicht hören. Auch das Muster seiner Tapete beginnt ihn zu

langweilen. Lieber läuft er wieder in seiner Wohnung umher oder starrt von einem Fenster hinunter auf die Straße. Der Nachbar steigt gerade in den neuen Wagen, den er sich gekauft hat. Marek hat nie ein Auto besessen. Was sollte er auch mit einem Wagen anfangen, wo er doch kaum das Haus verläßt und wenn er einmal verreist, benutzt er lieber die Bahn. Das letzte Mal als er Urlaub gemacht hat war er in Kufstein mit seiner Mutter. Sehr schöne Landschaft dort, die herrlichen Berge. Und die gute Luft! Er kann sie beim Einatmen spüren, wie sie die Lunge bläht, auch wenn das, was da tatsächlich die Bläschen seiner Lunge füllt, wenig mit klarer Gebirgsluft gemein hat, sondern schon eher der mit Staub und Gestank gesättigte Mief seiner Wohnung ist. Doch die menschliche Einbildungskraft kann schon wahre Wunder vollbringen, läßt Marek Gebirgsluft atmen, während er in Urlaubserinnerungen schwelgt und wird ihm nötigenfalls auch zu Metallgeruch und Maschinenlärm verhelfen, wenn er es leid ist, einen Fuß vor den anderen setzend seine Wohnung zu durchmessen.

Und wirklich: manchmal meint er tatsächlich den Lärm der Fabrikhalle wahrzunehmen, spürt den Metallgeschmack im Mund, weiß nicht mehr, wo er sich befindet, ob zu Hause in seiner Wohnung, ob in der Fabrikhalle oder in der Unendlichkeit zwischen beiden Punkten, die in seiner Phantasie mit einer gigantischen Maschinenhalle, in der hunderte von arbeitsbesessenen, blaubekittelten und glücklichen Arbeitern an ihren Maschinen stehen, ausgefüllt wird. Aber leider ist all das nur Einbildung: Die Realität sieht anders aus, und das weiß auch Marek, wenn er nicht gerade wieder seinen Träumen erliegt. Seit einem Monat kein Lärm, kein Metallgeruch, kein Gefühl der Befriedigung. Trostlos ist dieses Leben. Morgens aufstehen, Frühstück, Langeweile, fernsehen, Mittagessen, Langeweile, fernsehen, Abendessen, fernsehen, zu Bett gehen. Das ist sein Tagesablauf mit leichten Abwandlungen: morgens aufstehen, kein Hunger, Langeweile, Langeweile, Langeweile, doch einen Happen essen, fernsehen, Abendessen, zu Bett gehen. Da gibt es kein Entkommen. Der Alltag ist erbarmungslos. Er hat Marek eingekreist. Marek ist gefangen, hält sich selbst gefangen. Bald wird er es aber nicht mehr aushalten. Dann wird er mit Fäusten gegen die Wohnungswände schlagen, aber denen wird er nichts anhaben können. Nur seine Hände werden schmerzen und vielleicht wird sein Nachbar sich ein wenig gestört fühlen, wenn er zu Hause ist und nicht fort, so wie Marek auch gerne fort wäre, aber nicht weiß, wohin er gehen soll. Nein, lange wird Marek das nicht mehr aushalten, diese Einsamkeit, dieses Nichtstun. Nur seine Füße sind beschäftigt, tragen ihn zum hundertsten Mal von der kleinen Küche, den kurzen Gang entlang, zum Wohnzimmer und vergessen auch nicht gelegentlich einige Schritte ins Bad und die Schlafzimmer – seines und das der Mutter, das aber jetzt leersteht – zu tun. So geht es den ganzen Tag und dabei denkt Marek daran, wie

schön es vorher war und wie trostlos jetzt alles ist. Natürlich, da ist die Abfindung vom Betrieb und seine Frührente. Aber was hat man von seinem Geld, wenn man nicht arbeiten darf? – Nichts!

Deshalb lebt Marek lustlos in den Tag hinein. Deshalb hat er sein Leben satt. Und ob er, Marek, einen üblen und widerwärtigen Gestank verbreitet, ist ihm genauso gleichgültig, wie der Zustand seiner Wohnung. Trotzdem steht er nun im Badezimmer und macht sich am Wäscheseil zu schaffen: Willst Du Wäsche aufhängen, Marek? Laß das doch sein, Du hast doch ohnehin keine Wäsche. Nur Dich hast Du. Also, warum nimmst Du nicht den Strick und hängst Dich auf? Bist Du zu feige?

Du bist ein Angsthase, ein Hosenscheißer! Das ist Feigheit vor dem Feind, Marek. Der Feind bist Du selbst. Aber feige warst Du ja immer. Adolf Marek, warum hast Du Deine Mutter nicht umgebracht? Hat sie Dich nicht wie einen kleinen Jungen behandelt? Und hat nicht sie Dich, ein unschuldiges Kind damals, wenn es so etwas wie Unschuld gibt, nach ihm benannt, dem Mörder. Hat sie Dich nicht mit seinem Mördernamen gerufen?

Schon einmal hast Du gekniffen, das Unangenehme dem Schicksal überlassen. Aber warte nur, noch einmal entkommst Du nicht so leicht! Mit Deinem Namen hat sich Dein Schicksal besiegelt. Weißt Du es denn nicht? Auch er hat es getan. Darum zögere nicht! Nimm den Strick und häng Dich auf! Was hast Du noch zu erwarten vom Leben? Also wage es! Keiner wird Dich missen. Und Du, was hast Du zu verlieren? Das bißchen Geld auf dem Konto. Sei großzügig und schenke es dem Vater Staat. Dein richtiger Vater lebt doch sowieso nicht mehr, ist gestorben fürs Vaterland und hat rotes Vaterblut auf brauner Muttererde vergossen. Das ist guter Dünger. Nächstes Jahr wird die Ernte gut werden. Da wollen wir doch nicht knausern. Oder etwa doch?

Das ist der pure Geiz, Marek! Laß doch das Geld denen, die etwas damit anzufangen wissen. Du schadest niemandem indem Du weiterlebst. Nur Dir selbst. Die Wohnung wird Dir zum Grab werden. Wirst es schon sehen! Welche Verschwendung: 48 Quadratmeter für einen lebendig Begrabenen! Denk doch an all die jungen Leute, die eine Wohnung suchen, gerade so wie Deine. Die brauchen Platz. Platz zum Leben. Für Dich reicht doch ein Loch in der Erde, gerade groß genug, um Deinen ungewaschenen Körper den Würmern zum Fraß vorzuwerfen! Die stört er nicht, Dein Gestank. Also vergiß Deinen Geiz. Was willst Du die Würmer darben lassen und die Rentenkasse schröpfen. Hat man Dich nicht 36 Jahre lang Dein Brot im Schweiß Deines Angesichts essen lassen, Dir Deinen Arbeitseifer nachgesehen?

Nun laß es gut sein und zeige Dich dankbar. Leg den Strick um Deinen Hals, damit Deine Beine ein letztes Mal strampeln. Wie Du gekommen bist, so sollst Du auch gehen: an einer Schnur hängend. Und dabei kannst Du rufen: Mutter, Mutter, jetzt komme ich zu dir! Endlich wieder zusammen. Und Vater treffen wir auch. Im Tode vereint: welch eine glückliche Familie! Sei nun ein braver Sohn und folge ihr. Jetzt ist alles vergeben und vergessen. Was kann sie denn auch dafür, daß ihr der Schnauzbart so gut gefiel? Sie war nur ein unerfahrenes, junges Ding damals, fast noch ein Kind. Und eines muß man doch zugeben: hat er nicht Deutschland groß gemacht? Und wer weiß, wie es ohne ihn gekommen wäre. Deshalb, laß Deinen Groll, sei nicht nachtragend und geh zu Deiner lieben Mutter. Komm, reich ihr Deine Hand! Doch da hilft alle Überredungskunst nichts. Marek will seiner Mutter nicht die Hand reichen, will Rache für seinen verhaßten Vornamen nehmen und ist aus unerfindlichen Gründen auch nicht gewillt all das schöne Geld auf seinem Konto dem Vater Staat zu schenken. Jawohl, trotzig und unnachgiebig ist er. Und darum legt er auch den Wäschestrick beiseite, den er schon in Händen hielt, zu einer schönen Schlinge geformt, der aber ohnehin viel zu schwach gewesen wäre, um Mareks doch nicht unbeträchtliches Gewicht zu tragen, gerissen wäre und er sich nur bewiesen hätte, daß er nicht einmal in der Lage ist, sich anständig aufzuknüpfen.

AUSGESCHLOSSEN

Da steht Marek also nun im Badezimmer. Wie das sprichwörtliche Häufchen Unglück steht er da, weiß nicht, was er von sich zu halten hat, ob er stolz sein darf, der Versuchung widerstanden zu haben, oder ob er sich schämen soll, weil er so kläglich versagt hat. Und weil er sich nicht entscheiden kann, beginnt er aus Verzweiflung zu weinen. Er stöhnt und schluchzt und trommelt gegen die nur teilweise, nur dort, wo es unbedingt erforderlich ist, Wasserspritzer an die Wände gelangen könnten, gefliesten Wände.

Marek hat das Bad selbst eingerichtet, sogar die Fliesen hat er eigenhändig verlegt. Ein richtiges Badezimmer hat es nämlich nicht immer in der Wohnung gegeben, nur ein Waschbecken und eine Toilette waren ursprünglich vorhanden gewesen. Badewanne und Warmwasserboiler kamen erst später, mit der Renovierung, hinzu.

Aber das ist jetzt auch schon wieder lange her und inzwischen könnte eine neuerliche Instandsetzung nicht schaden. Doch da Marek in letzter Zeit sowieso nicht viel vom Waschen hält, ist ihm das gleichgültig. Nur die Fliesen, die scheinen noch tadellos zu sein, wenn sie auch ein wenig verdreckt sind. Ordentlich in Reih und Glied, sauber verlegt kleben sie – oder zumindest tun sie so – an den Wänden. Wände, die jedoch nun von Mareks Fäusten bearbeitet werden. Und die, seine Fäuste, kümmert es nicht, ob sie gegen blanke Wand oder Fliesen schlagen, obwohl doch Wand genug vorhanden wäre und die Fliesen leicht geschont werden könnten.

Denn Schonung täte den Fliesen durchaus gut. Zwar kommt es einem so vor, als wären sie noch unberührt vom Zahn der Zeit, doch wie so oft trügt dieser erste Eindruck. In Wahrheit haben sich schon viele von ihrem Untergrund gelöst. Ihr Zustand ist äußerst labil und damit anfällig gegen jede Form der Berührung, insbesondere Faustschläge. Noch dazu klingt doch so ein Faustschlag viel eindrucksvoller, viel durchdringender, wenn er gegen eine feste Wand ausgeführt wird. Dieses hohle »plobb, plobb« beim Schlagen gegen die vom Untergrund gelösten Fliesen ist doch nun wirklich kein schönes Geräusch.

Das scheint mit der Zeit auch Marek einzusehen, denn schließlich hört er mit seinem unsinnigen Gegendiewändeklopfen auf, welches so völlig nutzlos ist, den Fliesen nur geschadet hat, weil es offensichtlich nicht zum Zwecke der Überprüfung geschah, wie man es von Handwerkern kennt, die so dem Geheimnis hohler Wände auf die Spur zu kommen hoffen, sondern einzig, um auf diese Art fehlgeleitete Aggressionen abzureagieren, also keinesfalls Ausdruck produktiven

Schaffens oder irgendwelcher Hoffnungen ist. Denn Marek hat alle Hoffnung aufgegeben. Vorbei der Traum von Arbeit, Leben, Zukunft und einem letzten Orgasmus.

Er wendet dem Bad den Rücken. Fürs erste hat er sich abreagiert. Und auch einen Entschluß hat er gefaßt: Nein, so kann es nicht weitergehen. Es ist nicht mehr auszuhalten. Endlich muß er dem Gefängnis seiner Wohnung entkommen. Der Schmutz drückt auf die Sinne. Auch das ungefilterte Tageslicht täte der blassen Haut gut, denn durch die Fenster dämmert es nur noch trübe und grau herein. Der rußige Schmutz, mit dem die Luft gesättigt ist, überzieht sie in einer dicken Schicht.

Es drängt ihn also, die Wohnung zu verlassen. Er will seinen Gestank durch die Straßen tragen, damit auch andere in den Genuß kommen. Und schließlich müssen die Kleider gelüftet werden. Jedoch, er will sich nicht einfach so, aufs gerate Wohl hinauswagen. Nein, er hat ein Ziel. Es zieht ihn zum Ort seiner Träume, dorthin, wo 32jährige Routine ihn hat glücklich werden lassen. Er will wieder den Duft der Maschinenhalle in seine Nase atmen und ihre Musik hören: die schönste Musik, die je komponiert wurde. Man muß ein Kenner sein, um ihr gerecht zu werden, und es bedarf der Kenntnis moderner Kompositionstechniken, damit man ihre Vielschichtigkeit verstehen kann. Oder aber, man hat sie ein Leben lang in sich aufgenommen, ist von ihrem Klang durchdrungen, vollgesogen, wie ein Putzschwamm sich voll dreckiges Wasser saugt.

Marek verspricht sich viel von dieser Auffrischung seiner Erinnerung. Er denkt nicht daran, daß all dies doch nur Kulisse war, die eigentliche Quelle seiner Freude die Arbeit an der Maschine war. Doch die ist nun versiegt, für immer. Schon längst ist sie, gleichzeitig mit ihm, auf den Schrottplatz gewandert, und die neue, die nun an ihrer Stelle steht, gehört einer ganz anderen Generation an, mit der Marek nichts mehr anzufangen weiß.

Doch er macht sich unbeirrt auf den Weg, auch wenn er sich fast ein wenig unsicher ohne die schützenden Wände seines Zuhauses fühlt. Alles scheint verändert: die Stufen, viel bedrohlicher als in seiner Erinnerung, jede ein kleiner Abgrund, den sich hinunterzustürzen ihn jedesmal, bei jedem neuen Schritt, Überwindung kostet. Die Finger klammern sich dabei an das Geländer. Das dunkle Treppenhaus verleiht dem Ächzen und Knarren der abgelaufenen Stufen etwas Unheimliches. Doch schließlich hat er es geschafft. Er steht am Ausgang. Zaghaft öffnet er die Türe und tritt hinaus in die chaotische Unendlichkeit der Straße, die er so oft von seinem Fenster aus beobachtet hat.

Bald findet er sich aber wieder zurecht, geht altbekannte Wege und vergißt beinahe, daß jetzt alles anders ist, er sich nicht auf dem Weg zur Arbeit befindet, sondern nur Besucher sein wird,

der ein wenig Metallgeruch schnuppern will. Da ist er auch schon angekommen, nur seine Gedanken sind noch verheddert im Gewirr seiner Erinnerungen. Automatisch geht er am Fabriktor vorbei, wundert sich, daß sonst noch niemand zu sehen ist, denn bald wird doch die Arbeit beginnen. Er grüßt im Vorbeigehen ins Pförtnerhäuschen hinein. Aber von dort wird nicht zurückgegrüßt. Was will denn der Penner hier, denkt sich der Pförtner.

»Los, verschwinde hier, du hast hier nichts zu suchen!« ruft er Marek zu. Der ist verwirrt und kann es nicht begreifen. Kennt er mich denn nicht mehr? So lange ist es doch noch nicht her, daß ich ... »Kennst du mich denn nicht mehr, Egon?«, fragt Marek.

»Einen Egon gibt es hier nicht«, bekommt er als Antwort. »Und nun verschwinde endlich oder ich hole die Polizei!«

Dabei wird Marek sogar von aufgebracht Pförtnerhänden gepackt und weggestoßen: »Stinken tust du vielleicht, Saukerl. Laß dich ja nicht mehr hier blicken, sonst kannst du was erleben.« »Aber Egon...«, will Marek nochmals einwenden, doch da sieht er, daß es gar nicht der Egon ist, der ihn so rabiät vom Fabrikgelände vertrieben hat, sondern ein ganz anderer, ihm völlig fremder Pförtner. Und richtig, da fällt ihm wieder ein, daß er mit dem Egon über seine Entlassung gesprochen hat. Der hat ihn dann damit zu trösten versucht, daß er sich auf seine kurz bevorstehende Pensionierung freue, wegen der vielen Zeit, die man dann hätte.

Gut reden hatte der, denkt Marek. Was nützt einem die Zeit, wenn man nichts mit ihr anzufangen weiß. Fassungslos steht er darum vor dem Fabriktor, das ihn doch sonst immer so bereitwillig mit den anderen Arbeitern verschluckt und abends wieder ausgespuckt hat. Nun aber ist er ausgeschlossen, nein, sogar noch viel schlimmer, vertrieben und beschimpft worden. Was für eine Schande! Und doch ist es für ihn irgendwie befriedigend vor der Fabrik zu stehen. Er ist damit dem Objekt seiner Begierde sowohl räumlich wie auch gedanklich näher. Deshalb läßt er sich auch nicht von den argwöhnischen Blicken, die ihm vom Pförtnerhäuschen aus zugeworfen werden, verscheuchen.

Lange steht er vor dem Tor, die ganze Zeit über mißtrauisch beobachtet. Es wird schon etwas dämmrig. Bald werden die Arbeiter aus dem Tor strömen, seine Kollegen von früher. Die haben es gut. Die wissen wohin mit sich und ihrer Einsamkeit, können sie in der Arbeit ertränken, mit ihr die langen Stunden nach dem Frühstück und vor dem Abendessen ausfüllen. Marek fühlt seinen Magen rumoren. Wie ein ungezogener Hund knurrt er wütend zu ihm empor. Er hat schon lange nichts mehr gegessen, seit heute Morgen kein Bissen, der zu Brei zerkaut seine Speiseröhre hinab gewandert wäre und auch am Morgen kein üppiges Mahl, nur zwei oder drei Brote, hinuntergespült mit etwas Kaffee. Da muß man einfach Hunger bekommen.

Und man bedenke nur das anstrengende Getrommel gegen die Fliesen in seinem Badezimmer! Zuhause könnte man sich etwas zubereiten. Vielleicht Bratkartoffeln und Rührei. Das gibt es jetzt schon seit einem Monat jeden Abend, aber der Hunger kommt trotzdem immer wieder, hat die eintönige Kost noch nicht satt.

Nur Marek, der könnte eine Abwechslung vertragen, und so schlingt er in Gedanken die köstlichsten Speisen in seinen Magen, während die Werksirene den Feierabend verkündet. Schon kommen auch die ersten aus dem Fabrikgebäude gestürzt. Sie haben es eilig. Wie als ob sie einem höheren Befehl folgen würden – vielleicht dem der Werksirene – tröpfeln immer mehr Arbeiter aus dem Gebäude und drängen schließlich alle gleichzeitig nach draußen, bereit, Straßen und U-Bahnen zu verstopfen und die lärmende Arbeitshölle mit der gepflegten Spießigkeit ihrer quadratisch-praktischen Wohncontainer zu vertauschen.

Auch ihn veranlaßt die Sirene sich nach Hause zu begeben, denn als er den Strom der Arbeiter sich auf ihn zu wälzen sieht, wird ihm klar, daß es ihm peinlich wäre, wenn ihn einer seiner früheren Kollegen hier vor dem Fabriktor herumlungern sehen würde. Er wirft noch einen letzten, sehnsüchtigen Blick in Richtung Fabrikhalle und geht dann, getrieben vom Hunger, mit eiligen Schritten nach Hause.

Dort angekommen will er sich gleich etwas zu essen machen. Er überlegt, was er wohl zubereiten könnte und entscheidet sich schließlich für Bratkartoffeln mit Rührei. Als er fertig gegessen hat, denkt er nach und er beschließt, auch am nächsten Tag wieder zur Fabrik zu gehen. Wie ein Mahnmal will er vor dem Tor stehen, bis allen die Ungerechtigkeit des Daseins zum Bewußtsein kommt.

Vor Aufregung kann Marek die halbe Nacht nicht schlafen. Er wälzt sich im Bett hin und her und denkt daran, wie er es morgen allen zeigen wird. Und auch als der Wecker klingelt, liegt er schon lange wach, hat schon lange gewartet, daß es endlich läutet. Mit neuem Mut verläßt er die Wohnung, nachdem er eilig gefrühstückt hat. Erst als er schon beinahe angekommen ist, wird ihm klar, daß er sich nur etwas vorgemacht hat und das Herumstehen vor dem Fabriktor auch nicht viel besser ist als das Herumgelaufe in seiner Wohnung. Trotzdem geht er weiter und stellt sich vor das Tor, beobachtet diesmal ungeniert und ohne Angst von seinen früheren Kollegen erkannt zu werden, wie jene zu ihrer Arbeitsstelle drängen. Die meisten erkennen ihn natürlich. Doch nur wenige trauen sich zu grüßen. Zu heruntergekommen erscheint er, als daß man es wagen würde, ihn anzublicken. So ein Anblick ist peinlich. Am liebsten würde man wegsehen und tut es auch.

Am Abend, als Marek noch immer vor dem Fabrikator steht, ist es nicht anders. Nur, daß selbst jene, die am Morgen noch begrüßt haben, es nun auch zumeist bleiben lassen, denn zu aufdringlich wirkt sein Verhalten, zu anklagend. An den folgenden Tagen ist es nicht anders: Marek wartet unerschütterlich vor dem Fabrikator. Und so gerät er zum Ärgernis, denn nicht nur sein Gestank beginnt, den einstigen Kollegen lästig zu werden, sondern seine bloße Gegenwart. So ist es nicht verwunderlich, daß er immer häufiger vom einen oder anderen zu hören bekommt, daß er endlich verschwinden solle, und gefragt wird, was er überhaupt hier wolle, denn schließlich sei er ja entlassen worden.

WUT

Grau in grau verlaufen Mareks Tage wieder. Selbst die Sonne, die dann und wann auch unverhüllt zu ihm hinab scheint, ändert nichts an dieser Tatsache. Was ihn anfangs froh und hoffnungsvoll stimmte, ist nun ebenso zum bitteren Alltag geworden wie die Langeweile der Wohnung. Und doch ist es jetzt besser, auch wenn Regen und Kälte ihm zuweilen zu schaffen machen und er dann seinen eigenen, von der Feuchtigkeit intensivierten Gestank kaum mehr ertragen kann. Er will nicht wieder Linoleum abtreten und zusehen müssen, wie Schmutz und Verfall immer weiter vorandringen und zu Tage kommen. Die verlangenden Blicke, die er in Richtung Fabrikgebäude wirft, geben ihm mehr als die dünne Aussicht aus seinem Fenster zu bieten hat. Hier kann er zumindest ein wenig an der Welt der Arbeit, der Glückseligkeit verheißenden Welt hinter den Fabrikmauern teilhaben, die er vermißt:

Wohin hast du dich verflüchtigt, Metallstaub, der du dich in der rissigen Haut festgesetzt hast? Wo bist du geblieben, Metallgeschmack im Mund? Vertrautes Lied der Maschinen, warum bist du verklungen?

Doch sie ist gar nicht verklungen. Nur, daß er sie nicht mehr hören kann – weil die da ihn nach Hause geschickt haben. Dabei wandert Mareks wütender Blick zum Verwaltungsgebäude. Was bilden die sich eigentlich ein? Glauben die, sie können mich einfach so abschieben, loswerden nach 32 Jahren, fragt er sich.

Nein, das können sie nicht. Ich werde vor dem Fabriktor stehen, bis sie merken, daß sie das mit mir nicht machen können. Wie das sprichwörtliche schlechte Gewissen werde ich ihnen im Nacken sitzen. Ich weiß, daß sie mich von ihrem Glaskasten aus sehen können. Sollen sie mich nur anschauen. Dann werden sie schlaflose Nächte haben, weil sie bereuen, was sie mir angetan haben.

Mit aller Grausamkeit wütet es in Mareks Kopf. Wehmütig denkt er an seine letzten Arbeitstage zurück. Seine Maschine, wie oft hat er sie geputzt und geölt, als ob sie ihm gehört hätte. Man hat ihr ihr Alter wirklich nicht angesehen. Damals, als man sie angeschafft hatte, war sie der Stolz des Betriebs gewesen und stolz war auch er immer, weil er an ihr arbeiten durfte. Doch nun ist das alles vorbei und die Maschine harrt auf dem Schrottplatz ihrer Verwertung. So eine Barbarei, welches Banausentum! Wo sie doch noch tadellos funktionierte. Und schließlich die Anmut ihrer Bewegungen, der Glanz des blank polierten Metalls!

Marek merkt, wie ihn die Vorstellung an seine Maschine erregt. Wie von selbst finden seine Hände ihren Weg. Lange mußte er darauf verzichten und nun kann er nicht anders. Er muß es gleich erledigen, hier und jetzt, egal, ob man ihn dabei beobachtet oder nicht.

»Sieh mal, was der Mann da macht, Mutti!« macht ein kleines Mädchen auf der anderen Straßenseite seine Mutter auf Mareks schamloses Handeln aufmerksam.

»Komm schnell weiter und schau da nicht hin! Das ist nichts für deine Augen.« erwidert die Mutter errötend, während sie ihr Kind fortzieht. Doch das wendet sich interessiert um und erhält daraufhin eine Ohrfeige. Da fängt das Mädchen an zu weinen. So laut, daß selbst Marek es bemerkt, der zwar erschrocken ist, ertappt worden zu sein, aber jetzt nicht aufhören kann, da er fühlt, daß es gleich soweit ist. Und dann, tatsächlich, das lange vermißte Gefühl der Befriedigung. Voller Scham knöpft er sich seine Hose wieder zu, wischt den milchigen Saft von den Händen und wirft einen entschuldigenden Blick in Richtung der Mutter.

Die ist noch immer damit beschäftigt, ihr trotzig brüllendes Kind mit wohl dosierter Gewalt zum Weitergehen zu bewegen, denn das Mädchen hat sich mit einem Arm an einem Laternenpfahl festgeklammert. Fast hysterisch ist das Geschrei der Kleinen, die sich ungerecht behandelt fühlt, in aller Öffentlichkeit geschlagen worden zu sein. Sie wollte doch nur wissen, was dieser Mann da mir seinem Ding machte, das ja viel größer und imposanter aussah, als das des Vaters, wenn sie diesen einmal nackt zu sehen bekam.

Während Mutter und Kind miteinander ringen, kommt ein alter Mann dazu, der den beiden eine Weile kopfschüttelnd zusieht und sich dann, empört angesichts derartiger kindlicher Widerspenstigkeit an die Mutter wendet: »Zu meiner Zeit hätte man da nicht lange gefackelt. Einfach tüchtig den Hintern versohlen, dann gewöhnen sie sich sowas schon ab!«

Auf diesen freundlichen Ratschlag wird ihm jedoch von der Mutter aufgebracht entgegnet, daß er sich gefälligst um seine eigenen Angelegenheiten kümmern solle. Zufrieden, von der Mutter derart verteidigt worden zu sein, beruhigt sich schließlich das kleine Mädchen.

Marek hat alles mit angesehen. Doch ihm ist die gewisse Komik, die ein Außenstehender der Szene hätte abgewinnen können, entgangen. Er ist schließlich selbst aufs peinlichste in das Geschehen involviert, sozusagen der eigentliche Auslöser. Und noch dazu erinnert ihn die Wut des Kindes an seine eigene, noch viel größere Wut. Eine zerstörerische Wut, wie sie eingebildete oder tatsächliche Ungerechtigkeit zwangsläufig nach sich zieht. Im Bewußtsein dieser Wut verläßt Marek den Ort seiner Demütigung. Heute wartet er nicht, bis seine ehemaligen Kollegen ihren Arbeitsplatz verlassen, um zu Hause den Feierabend zu genießen. Er wird nicht

vor dem Fabriktor stehen, um sie, ausgelöst durch seinen Anblick, mit einem schlechten Gewissen belastet, ihren Nachhauseweg antreten zu lassen. Nein, die Zeit des stillen Protests ist vorbei! Marek bahnt sich seinen Weg durch die Straßen – das heißt, er braucht sich seinen Weg nicht erst zu bahnen, denn wer seinen Duft in die Nase bekommt macht freiwillig Platz. Manch einer muß nach diesem Genuß sogar erst einmal tief durchatmen, vielleicht auch einen leichten Brechreiz unterdrücken. Säuerlicher, auf der Haut zersetzter Schweiß, der auch die Kleidung vollgesogen hat. Aber es ist nicht dieser kräftige, frische Schweiß, der trotz aller Strenge noch etwas erotisches an sich hat und vielleicht auch vermischt ist mit Resten von Deodorant, das der moderne Mensch, besessen von der Idee jeden Eigengeruch überdecken zu müssen, so reichlich in seinen Achselhöhlen verteilt. Marek hat da schon weit mehr zu bieten. Sein Geruch ist das seit Wochen und Monaten unverdünnte Konzentrat menschlicher Ausdünstungen. Der faulige Hauch, der seinem Mund entströmt, ist nur eine der Komponenten dieses markanten Parfums. Jede Körperstelle hat ihren eigenen, intensiven Duft. Die Kopfhaut, die Haare, sie riechen anders als die Ohren. Doch beiden ist das Aroma ranzig gewordenen Fettes gemein. Der beißende Schweiß unter den Achseln hingegen kommt am ehesten dem Geruch der reinen Buttersäure nahe. Wieder anders die Füße, in deren Bouquet sich eine Spur Verwesung mischt, noch einen Grad stärker unter den Zehennägeln. Und dann gibt es da noch diesen typischen Harngeruch, wie wir ihn von Herrentoiletten kennen. Schließlich am After der wahre Gestank bakteriell zersetzter Nahrung, die erst hier ihr eigentliches Wesen offenbart, das sie zuvor mit scheinbaren Wohlgerüchen kaschierte. Denn wer kennt ihn nicht, den verführerischen Duft von Nelken und Zimt, Ingwer und Thymian? Doch auch sie enden als bräunliche, stinkende Masse, Scheiße, um es beim Namen zu nennen, und können so auch nicht darüber hinwegtäuschen, daß schließlich alles auf das selbe hinausläuft.

Während sich Marek also, mit seinem Gestank bewaffnet, auf dem Weg nach Hause befindet, denk er nach: Wem soll er die Schuld an seiner jetzigen Situation geben, wen soll die Rache treffen, die ihm seine Wut gebietet? Oder soll er gar sich selbst als Schuldigen anerkennen? Nein, er scheidet aus, hat er doch sein Leben lang ohne die geringste Beanstandung seine Arbeit erledigt, sogar freiwillig Überstunden gemacht. Daß man ihn nicht mehr braucht, ist die Schuld dieser pervertierten Zeit, die das Alte und das Alter nicht mehr anerkennt, wo alles immer neu und besser sein muß als das, was bisher völlig ausreichte. Aber wie soll man sich an einer Zeit rächen? Und steckt nicht hinter einer Zeit immer der Zeitgeist, welcher ein von Menschen erdachter ist. Allerdings ist hier wohl abzuwägen zwischen der Schuld des Systems,

die weniger greifbar ist, und der leicht festzumachenden Schuld eben jener Betriebsleitung, die Marek entlassen hat. Der hält jedoch nicht viel vom Abwägen und entscheidet sich für blinde und alberne Vergeltung. Er will jenen weh tun, die auch ihm weh getan haben.

Doch wie soll er es anstellen? Er schmiedet wilde Pläne, will sich eine Pistole beschaffen, sich Gerechtigkeit erschießen. Er will die Fabrik in die Luft sprengen und viele andere Dinge tun, die ebenso lächerlich wie undurchführbar sind. Die grausamste und einfachste Art der Rache fällt ihm jedoch nicht ein: sich den Weg ins Betriebsleiterbüro freizukämpfen, dort die Türe hinter sich und seinem ehemaligen Chef zu schließen, diesen mit dem ungefilterten Gestank seines Körpers zu konfrontieren und ihm dabei die Wahrheit, angereichert mit seinem fauligen Mundgeruch, ins Gesicht zu hauchen. Aber wie gesagt, auf diese Idee kommt er nicht, und so hat er einen unsinnigen Plan gefaßt, den er noch heute nacht auszuführen gedenkt.

SCHERBEN

Glas splittert, Glas klirrt. Wie ein erkaltetes Soufflé brechen die Scheiben in sich zusammen. Blank geputzte Fensterpracht, noch spiegelt der Mond sich darin. Und er ist nicht alleine: rötlich strahlende Laternen leisten ihm Gesellschaft. In schiefen Reihen der Trunkenheit werden sie reflektiert, während das verzerrte Gesicht des Nachtgestirns milde von der Fassade lächelt. Doch immer mehr Fenster verwandeln sich in dunkle, leere Löcher, die Mondgesichter und Laternen verschluckt zu haben scheinen.

Schuld daran hat Marek. Es kommt einem fast so vor, als wolle er das Bild des Mondes für immer von dieser Erde bannen, in der Hoffnung, so endlich in Vollmondnächten ruhigen Schlaf zu finden. In Wahrheit verfolgt er jedoch ganz andere Ziele. Er will die glasstarrende Fassade des Verwaltungsgebäudes eben jener Fabrik, der er 32 glückliche Jahre verdankt, in ein fensterloses Gerippe verwandeln. Zu diesem Zweck hat er eine Anzahl von Steinen aus dem Pflaster vor dem Gebäude gelöst. Es war ein mühseliges Geschäft. Vor allem den ersten Stein zu lockern, hat ihn große Anstrengung gekostet. Zum Glück fand er jedoch bei genauerem Hinsehen einen, der schon ein wenig lose war. Mit einiger Mühe schaffte er es dann, einen ganzen Haufen dieser Steine aus dem Boden herauszubrechen, die, wie er weiß, eine hellgraue Farbe haben. Doch in dem rötlichen Licht der Laternen erscheinen sie dunkelbraun und sind mit das Mondlicht reflektierenden Sprenkeln von Quarz verziert.

Für ihn spielt ihre Farbe und genauere Beschaffenheit jedoch eigentlich keine Rolle, denn er benötigt sie ausschließlich zum Zwecke der Zerstörung. Wie ein wütender Demonstrant schleudert er die Pflastersteine, nur daß seine Geschoße nicht gegen knüppelnde Polizisten gerichtet sind, sondern wehrloses Fensterglas zum Opfer haben. Und wie ein Demonstrant, so demonstriert auch er in seinem Tun gegen die Ungerechtigkeit. Eines unterscheidet ihn allerdings ganz wesentlich von einem solchen: er scheut die Öffentlichkeit. Denn warum hätte er sonst als Ort seiner Kundgebung das jetzt menschenleere Fabrikgelände wählen sollen?

Als Marek wütend und nach Rache sinnend in seiner Wohnung saß, als er sich einmal mehr der Trostlosigkeit seiner Situation bewußt wurde, verzweifelt und perspektivlos ins Angesicht der Welt blickte, hatte er eine Vision: die Vision zersplitternden Glases.

Glas ist die Achillesferse der Macht und des Kapitals. Aus gläsernen Palästen regieren die Vorstandsvorsitzenden der Banken und großen Unternehmen die Welt. Mit fein geschliffenem

Glas wird auf einen erfolgreichen Geschäftsabschluß angestoßen, und nur das Glas ihrer Designerbrillen verschafft kurzsichtigen Politikern genügend Weitblick, sie den kürzesten Weg in den Abgrund finden zu lassen. Doch: Glück und Glas, wie leicht...

Marek war sich des so konstruierten Symbolgehalts seines Vorhabens jedoch nicht bewußt. Auch wenn er beabsichtigte, die gläserne Fassade des Verwaltungsgebäudes seiner ehemaligen Arbeitsstätte in eine scherbenübersähte Trümmerwüste zu verwandeln, so entsprang dieser Plan doch nur seinem undefinierten Bedürfnis nach Rache. Nicht revolutionäre Einsicht lenkt also seine steineschleudernden Hände, während immer mehr Fensterscheiben lautstark – zu lautstark, um überhört zu werden – zu Bruch gehen, sondern sein alttestamentarisches Verlangen nach Gerechtigkeit gemäß dem Grundsatz von Auge um Auge, Zahn um Zahn, Fensterglas um verlorener Gefühle der Befriedigung willen.

Es war noch nicht spät als Marek beschlossen hatte, seinen Plan noch in derselben Nacht auszuführen. Er konnte es kaum erwarten. Immer wieder ertappte er sich dabei, wie er, anstatt dem Programm des unvermeidlichen abendlichen Fernsehens zu folgen, immer wieder auf die Uhr sah. Noch mußte er sich aber gedulden. Erst spät nachts, wenn das Programm des Fernsehens längst beendet und folglich kein vernünftiger Mensch mehr wach sein würde, erst dann wollte er sich auf den Weg machen.

Mühsam mußte er sich über Tagesschau und Wetterbericht hinwegquälen. Die geheimnisvolle Welt der Tropen und die nüchternen Tatsachen eines Wirtschaftsmagazins wurden gleichermaßen ignoriert. Selbst beim zweiten und dritten Mal hinterließ die Informationsfülle der Nachrichten kaum Spuren in seinem Gedächtnis. Ein Spielfilm zu später Stunde verschwendete ganz umsonst künstlerische Bilder an seinen vielleicht einzigen Betrachter, der nur begierig auf seine mit dem Sendeschluß immer näher rückende Stunde der Rache wartete. Sogar die Nationalhymne, die endgültig letzte und sonst doch so wirksame Aufforderung, den gemütlichen Fernsehsessel mit dem noch ungewärmten Bett zu vertauschen, appellierte vergebens an vaterländische Gefühle. Auch ihr feierlicher Aufruf konnte nicht verhindern, daß es nicht Einigkeit und bestenfalls Faustrecht war, wonach er strebte.

Er verließ also seine Wohnung kurz nach Sendeschluß. Entgegen seiner Erwartung waren die Straßen nicht leer, wie er gehofft hatte, sondern noch immer einigermaßen belebt. Vor allem viele Autos waren unterwegs. Fußgängern begegnete er hingegen und zu seiner Beruhigung kaum. Je näher er der Fabrik kam, desto mehr beschlich ihn aber ein dumpfes Gefühl der

Angst, eine Vorahnung, daß sein Vorhaben schiefgehen würde. Schließlich gab es einen Nachtwächter und der hatte einen Hund, möglicherweise sogar eine Waffe. Der Hund beunruhigte ihn jedoch am meisten: Hunde, die haben spitze, gefährliche Zähne und eine rote Zunge, mit der sie gerne Blut lecken. Wenn so ein Hund hinter einem her ist, dann gibt es nur eins: laufen, so schnell man kann, die Flucht ergreifen, sonst wird man gebissen. Das tut weh, schrecklich weh. Marek hat schon seine Erfahrung mit bissigen Hunden gemacht. Er war noch ein kleines Kind gewesen, damals. Sogar der Hund war klein gewesen. Marek hatte ihn nur Streicheln wollen, doch der hatte ihn in die Hand gebissen – scharfe Hundezähne in zartem Kinderfleisch. Die Wunde hatte genäht werden müssen, noch heute ist die Narbe zu sehen, und viel Blut war auf den Bürgersteig getropft, das der Hund gierig aufgeleckt hatte. Seitdem meidet Marek Hunde tunlichst.

Ob er es angesichts dieser Gefahr überhaupt wagen soll? Die runden Abdrücke der Hundezähne auf seinem Handrücken mahnten ihn zur Umkehr. Doch sein Rachebedürfnis war stärker als seine Angst. Und schließlich wußte er, daß der Nachtwächter seine Runde nur einmal in der Stunde machte. Noch dazu war er ein wenig schwerhörig, wie er wußte. Ein Glück für ihn, daß die so dumm waren, einen schwerhörigen Nachtwächter einzustellen. Leichtsinnig und unverantwortlich war das!

Marek ging in schnellen Schritten auf die Fabrik zu. Die nächtliche Kälte drängte ihn zur Eile. Es war nebelig und der Himmel war stellenweise bedeckt. Das Licht der Straßenlaternen schien greifbar, wie in der trüben Atmosphäre verrauchter Gaststätten. Der Nebel würde ihm einen gewissen Schutz bieten, wenn er den Zaun des Fabrikgeländes überstieg, doch war er leider längst nicht stark genug, ihn völlig unsichtbar zu machen. Als er dann endlich vor dem Zaun stand, war es gar nicht schwer. Er brauchte nur die Maschen als Kletterhilfe zu benutzen und sich auf die andere Seite zu schwingen. Nur oben mußte er aufpassen, weil dort Stacheldraht angebracht war. Er hatte jedoch extra Handschuhe aus Kunstleder mitgenommen, damit ihm die Stacheln nichts anhaben konnten. Nur seine Kleidung war ungeschützt und diese Tatsache nutzte der Zaun aus, indem er sich im Stoff der Hose verhakte, als Marek seine Beine auf die andere Seite ziehen wollte, und so einen Fetzen des Gewebes als Wegezoll für sich behielt. Unbeeindruckt davon setzte Marek seinen Weg fort. Als er die ausgedehnte, leere Fläche des Fabrikhofs überwunden hatte, versteckte er sich zunächst hinter den Mülltonnen des Verwaltungsgebäudes, welches ja auch sein eigentliches Ziel war. Er hoffte dort nicht entdeckt zu werden,

wenn der Nachtwächter seine Runde machte. Aber als dieser an der Stelle seines Verstecks vorbei gehen wollte, schlug der Hund an und knurrte in Richtung der Mülltonne, hinter der Marek sich versteckt hatte.

Oh Gott, dachte er. Jetzt ist es aus, jetzt haben sie mich erwischt. Und dann dachte er an den Hund: Man wird ihn doch wohl nicht von der Leine lassen. Man kann ihm doch unmöglich erlauben verängstigte Eindringlinge aus ihrem Versteck zu scheuchen und, nach kurzer Jagd über den Fabrikhof, spitze Raubtierzähne an ungeschütztem Menschenfleisch zu erproben. Grausam und unmenschlich wäre das!

So berechtigt seine Sorgen aber auch sein mochten, letztlich erwiesen sie sich als überflüssig. Denn wie die Erfahrung aus unzähligen Kinofilmen und Seifenopern lehrt: in letzter Sekunde wird der Held immer gerettet. Auch Marek war es nicht gestattet, da aus der Reihe zu tanzen, denn, ob nun Held oder nicht, er konnte seiner Bestimmung nicht entgehen. Doch was war der Grund für seine Rettung? Nun, der Grund war Gestank: jawohl, grausamer und jede Nase beleidigender Gestank. Und wo kam er her, dieser Gestank? Nein, nicht Mülltonnen strömten die übelriechenden Duftwolken aus, denn sie enthielten nur Altpapier und Reste von Kaffeesatz. »Was willst du denn da, du dummer Köter. Da stinkt es ja gottserbärmlich. Na, vielleicht ist es für 'ne Hundenase ein Wohlgeruch. Sein kann da jedenfalls niemand. Der müßte sich doch übergeben, bei dem Gestank. Was haben die nur in die Mülltonnen gesteckt? Hoffentlich werden die bald geleert!«

Mit diesen Worten zog der Nachtwächter den kläffenden Schäferhund, denn nur ein echter Deutscher Schäferhund ist einer solchen Aufgabe würdig, von den Mülltonnen fort und ließ Marek mit seinem Schrecken und seinem Gestank alleine. Langsam nur trockneten die Schweißperlen auf seiner Stirn in der kühlen Nachtluft. Marek, hinter den Mülltonnen zusammengekauert, Marek, mit einer Hose und einem Herzen darin, mußte sich erst wieder beruhigen. Doch dann dachte er an seine Aufgabe: Ja, da gab es noch etwas zu tun, noch immer spiegelten sich nämlich Mondgesichter und die rötlichen Laternen in der Fassade.

Während der Nachtwächter nichtsahnend seine Runde fortsetzte, kam Marek aus seinem Versteck hervorgekrochen. Da stand er nun vor dem Gebäude, wo man seine Degradierung, seine Demütigung beschlossen hatte, und rachedurstige Finger tasteten den Boden ab. So wurden produktive Kräfte in destruktive Bahnen gelenkt werden. Ebenso destruktiv die Bahnen der Steine, die Marek gegen die Fassade schleudert, noch immer. Bereits die Bibel wendet sich jedoch gegen das Steinewerfen.

Jedenfalls: Glas splittert, Glas klirrt. Wie ein erkaltetes Soufflé brechen die Scheiben in sich zusammen, kollabieren. Blank geputzte Fensterpracht. Doch kein Mond spiegelt sich mehr darin. Dunkle Wolken verdüstern den Himmel. Nur noch die rötlichen Laternen erhellen die Szenerie. Immer noch aber: Glas splittert, Glas klirrt. Laut, laut! Wie laut das macht! Welch wunderbares Geräusch der Rache! Kein schöneres Geräusch ward je auf Erden gehört: splitterndes, klirrendes Glas in der Stille. Wie laut das macht! Wird es denn nicht gehört? Warum denn nicht, sind denn alle taub? Wie kann man diesen Lärm überhören, was ist denn mit dem Nachtwächter? Wozu ist er denn da, wenn er nicht das hört? Das gibt es doch nicht! Selbst ein Schwerhöriger müßte diesen Lärm hören! Und schließlich ist da ja noch der Hund. Der hat doch gute Ohren!

Glas splittert, Glas klirrt! Laut, laut! Wie laut da macht! Zu laut, um überhört zu werden. Doch gehört wird es ja auch. Geräusch ist Geräusch, aber Glas ist nicht Glas: Warum müssen denn die Leute immer zu dieser nachtschlafenden Zeit ihr Glas in den Container werfen! Rücksichtslos ist das, wecken die ganze Gegend damit auf! Na, mir kann es egal sein, ich muß sowieso wachbleiben. Und dabei bin ich so müde!

Aber immer noch: Glas splittert, Glas klirrt. Jetzt ist aber Schluß! Soviel Glas wirft doch keiner um diese Uhrzeit ein. Und du könntest auch aufhören zu bellen. Als ob nicht schon Spektakel genug wäre. Aber vielleicht hast du recht. Langsam kommt mir das alles auch seltsam vor: Ein Nachtwächter macht sich mit seinem Hund auf den Weg, die Quelle der die nächtliche Ruhe störenden Geräusche zu erkunden. Der Hund bellt und zieht seinen Herrn voran. Es ist dunkel. Schwarze Wolken bedecken den Himmel, es beginnt zu tröpfeln: Jetzt muß es auch noch zu regnen anfangen! Das hab ich gerne: zuerst der Krach und nun noch der Regen. Glas splittert, Glas klirrt. Und doch, da ist noch ein anderes Geräusch. Marek hört es ganz deutlich. Es kommt immer näher. Es klingt wie das Bellen eines Hundes. Das ist der Nachtwächter mit seinem Schäferhund. Scharfe Hundezähne, Marek spürt sie in seinem Fleisch. Nein, nur das nicht! Am besten davonlaufen, so schnell man kann! Auch, wenn noch nicht alle Scheiben zerbrochen sind. Doch lieber unvollkommene Rache als den Atem eines wütend bellenden Ungetüms im Nacken zu spüren.

Also beginnen Mareks Füße zu rennen was das Zeug hält. Doch das hält nicht viel, er ist kein schneller Läufer. Wen wundert es, er hat ja nie trainiert. So kommt das Bellen immer näher, näher, näher. Marek gibt sein Bestes, ist schon völlig außer Atem, doch hat er schon nach wenigen Metern Seitenstechen. Und immer noch näher kommt das Bellen. Der Nachtwächter hat wohl

den Hund von der Leine gelassen, sein Vorsprung schrumpft zusammen. Jetzt hört Marek sogar den Nachtwächter rufen: »Bleiben Sie stehen! Sie haben doch keine Chance!«

Oh, Marek würde ja gerne stehenbleiben, er sieht ein, daß es hoffnungslos ist, er viel zu langsam vorankommt. Und da ist auch dieses Seitenstechen, das furchtbar schmerzt. Aber der Hund ist dicht hinter ihm. Wenn er stehenbleibt, wird der Hund ihn beißen. Das will er vermeiden, davor fürchtet er sich mehr als vor dem Seitenstechen und dem Nachtwächter. Deshalb läuft er weiter.

Unfaßbar aber wahr: er sieht den Zaun bereits wenige Meter vor sich. Langsam aber sicher nähert er sich ihm. Doch der Hund ist dicht hinter ihm. Wer wird das Rennen gewinnen? Schließlich siegt Marek wider Erwarten. Er hat den Zaun erreicht und klettert von der Angst beflügelt an ihm hoch. Jetzt bloß nicht abrutschen, oder gar am Zaun hängenbleiben!

Alles geht glatt. Auf einmal findet er sich auf der anderen Seite des Zauns wieder, das wütende Hundegebell, dicht bei ihm, zu ihm hinüberdringend. Er verschnauft kurz und läuft dann weiter. Diesmal hat der Zaun zwar seine Kleidung heil gelassen, doch dafür sind seine Hände blutig, da er schließlich keine Zeit hatte, die Handschuhe anzuziehen. Zum Glück hat er sie nicht vergessen. Er greift an seine Tasche, um sich zu vergewissern: Erleichterung.

Aber was ist mit dem Stoffetzen von seiner Hose, der am Zaun zurückgeblieben ist? Marek beschließt, daß er die Hose, sobald er zu Hause ist, in die Mülltonne werfen wird. Dann kann man mir nichts beweisen, stellt er befriedigt fest. Der Nachtwächter hat bestimmt schon die Polizei gerufen. Marek beeilt sich so schnell als möglich hier wegzukommen, obwohl er heftige Schmerzen beim Laufen hat. Zu allem Überfluß wird der Regen immer stärker. Marek, der auch Angst hat, zu Hause könnte die Polizei vielleicht schon auf ihn warten, man weiß ja nie, beschließt deshalb, sich irgendwo unterzustellen und zu verstecken.

Er macht also bei einem kleinen Park Halt. Der Boden unter den Bäumen ist noch fast trocken. Marek lehnt sich an einen Stamm. Es tut ihm wohl, sich auszuruhen, und er merkt, daß er müde und erschöpft ist. Er will aber nicht einschlafen. Er will nur eine Weile verschnaufen. Doch es ist schwer, nach einer derartigen Anstrengung gegen die eigene Müdigkeit anzukämpfen. Ihm fallen die Augen zu, und süße Träume von erfüllter Rache begleiten seinen Schlaf. Erst gegen Morgen weckt ihn ein Alptraum: Er, Marek, hinter Gittern, den unerbittlichen Händen der Justiz ausgeliefert. Er, der sich sein Leben lang nichts zu Schulden kommen hat lassen und seine Arbeit immer mit der größten Sorgfalt versehen hat.

KRANK

Feuchtigkeit und Kälte sind das erste, was Marek beim Aufwachen wahrnimmt. Alles ist durchdrungen von modriger Nässe. Und noch immer fallen Tropfen von den Bäumen, obwohl es längst schon aufgehört hat zu regnen. Der Boden ist saftig grün und glitschig. Auf dem Gras kriechen Schnecken, mit und ohne Häuschen, schleimig glänzende Spuren hinter sich herziehend, unbeirrbar, auf der Suche nach Nahrung. Auch die Hindernisse der weggeworfenen Blechdosen und aufgeweichtes Papier, das überall verstreut liegt, können sie nicht aufhalten. Wo sich ein achtlos fallengelassener Obstrest oder ein ebenso achtlos von Füßen zertretener Artgenosse befindet, stößt man auf ganze Knäuel ineinander verwobener Weichtierleiber. Sogar Hundekot, der einem auf Schritt und Tritt begegnet, wird nicht von ihnen verschmäht.

Auch Marek ist hungrig und zudem fühlt er sich schlecht: er friert, hat Kopfweg und muß nießen: ein feiner Nebel flüssigen Schleims explodiert aus seinen Nasenflügeln. Dabei wird auch ein gelblich-grüner Batzen hinausgeschleudert, fliegt jedoch nicht weit und bleibt deshalb an seiner Kleidung hängen. Marek bemerkt es und verschmiert den Rotz mit seinen Händen, um die Besudelung nicht allzu öffentlich zur Schau zu tragen. Es geht ihm richtig elend und so sieht er auch aus, durchnäßt und heruntergekommen, wie er ist.

Doch das soll nun anders werden. Schließlich ist seine Würde durch die Tat der vergangenen Nacht zumindest teilweise wieder hergestellt. Er will nicht mehr so ganz und gar nutzlos vor sich hinvegetieren und sich gehenlassen, hat den Dreck und die Unordnung satt. Und auch die Mutter würde sich im Grabe herumdrehen, wenn sie ihn und die Wohnung im derzeitigen Zustand sehen würde. Wenn er nach Hause kommt, will er sich zuerst gründlich waschen, frische Kleider anziehen und dann die Wohnung säubern: ein hartes Stück Arbeit.

Er steht also auf und will sich auf den Weg machen. Doch ihm wird schwindlig und für einen Moment denkt er sogar, daß er ohnmächtig zu werden, denn er fühlt, wie all sein Blut plötzlich nach unten sackt. Nach einer Weile hat er sich aber wieder gefangen. Das Schwindelgefühl und eine leichte Übelkeit bleiben allerdings. Auch das Kopfweg, das ihn schon seit dem Aufwachen plagt, ist nicht besser, sondern schlimmer geworden. Das Zentrum des Schmerzes scheint hinten im Nacken zu sitzen, und als er zu laufen beginnt, meint er sein Kopf würde zerspringen. Wenn nur die Kälte nicht wäre! Die nassen Kleider auf der Haut machen ihn frösteln. Selbst die Bewegung bringt kaum Erwärmung.

Ich werde doch wohl nicht krank werden, denkt Marek. Das käme mir gar nicht gelegen. Ist schon Jahre her, daß ich... Vielleicht habe ich sogar Fieber, überlegt er und langt mit seiner Hand – derselben, mit der er den Rotz verschmiert hat – an die Stirn, um seine Temperatur zu fühlen. Und tatsächlich kommt es ihm so vor, als sei sie erhöht. Jetzt bräuchte ich einen Kaffee, dann würde ich mich bestimmt bald besser fühlen und auch der schlechte Geschmack im Mund würde verschwinden.

Ziemlich mit sich selbst beschäftigt läuft Marek an diesem trüben und kühlen Morgen durch den kleinen Park, wo er sich verstecken wollte und dann eingeschlafen ist. Er achtet nicht darauf, wohin er tritt, bemerkt nichts davon, daß er schon fast ein halbes Dutzend Schnecken mit seinen Füßen zertreten hat und Hundekot an seinen Schuhen klebt. Er wankt durch die Gegend, so schlecht geht es ihm. Jeder hält ihn für einen betrunkenen Penner, der auf einer Parkbank übernachtet hat. Und sein Zustand ist schließlich auch nicht so verschieden von einer Trunkenheit. Seine von fiebrigen Halluzinationen durchbrochene Realität unterscheidet sich kaum von der im Vollrausch verzerrten Wahrnehmung eines Tippelbruders.

Es ist kalt, ich friere so, will endlich nach Hause. Aber in welche Richtung muß ich gehen? Sieht alles so gleich aus. Ist mir früher gar nicht aufgefallen, daß alles so gleich aussieht. Welches ist nur der Weg? Gestern habe ich es doch noch gewußt. Aber gestern war gestern. Wie das Glas zersplittert ist! Hab's ihnen gezeigt. Soll mir erst mal einer nachmachen! Nur das mit dem Hund, war dumm. Hatte ganz schön Glück. Sauköter! Kann die Bestien nicht ausstehen. Gefährliche Raubtiere sind das. Und überall scheißen sie hin, immerzu muß man aufpassen, wohin man tritt. Aber ich war schneller. Der Köter hat mich nicht erwischt und die Bullen werden mich auch nicht erwischen. Muß nur noch die Hose in den Müll werfen und dann: keine Beweise mehr. Ich bin eben zu schlau für die, hab' mich in dem Park versteckt. Warum eigentlich? Nur eine Erkältung habe ich mir dabei geholt. Verdammte Kälte! Zuhause ist es warm und gemütlich. Könnte ein heißes Bad nehmen, das habe ich schon lange nicht mehr getan. Hoppla! Jetzt wäre ich beinahe gestolpert. Wo bin ich denn eigentlich? Sieht mir nicht nach dem richtigen Weg aus. Ach, was soll's, ich geh' einfach weiter. Irgendwann komme ich schon nach Hause. Ich kenne mich aus in unserer Stadt. Früher oder später komme ich schon an einen Punkt, von wo aus ich weiter weiß. Nur heute kommt mir alles so fremd vor, irgendwie schief und wackelig. Und wie die Leute glotzen! Na, was glotzt ihr denn so! Ob sie's schon

wissen, das mit der Fabrik? Hat wahrscheinlich in der Zeitung gestanden, heute morgen. Nur daß ich es war, wissen sie natürlich nicht. Eigentlich schade! Sollen sie's doch erfahren, was kann mir schon passieren! Nein, lieber doch nicht. Und was ist, wenn die Polizei schlauer ist als ich dachte. Warten möglicherweise schon auf mich. Der verdammte Zaun! Na, die Hose wandert sofort in den Müll und die anderen Sachen gleich hinterher. Wird Zeit, daß aus mir wieder ein anständiger Mensch wird.

Anständiger Mensch, daß ich nicht lache! Macht ein anständiger Mensch denn sowas, wirft der teures Fensterglas ein, das noch nicht einmal sein eigenes ist? Nein, bestimmt nicht. Nur so einer wie ich, der tut solche Dinge. Darauf wird auch die Polizei kommen. Die werden der Betriebsleitung Fragen stellen: Gibt es jemanden, der Grund hätte, so eine Tat zu begehen, vielleicht ein entlassener Angestellter, der sich ungerecht behandelt fühlt? – Nein, das heißt, wenn ich es mir genau überlege, gibt es da schon jemanden: den Marek, Adolf Marek, so heißt er.

Wie ich diesen Namen hasse. Warum hast du mich nur so genannt, Mutter? Denen ist es aber natürlich egal. Ob ich ihn mag oder nicht, spielt für die keine Rolle. Der wäre der einzige, werden sie sagen, der in Frage kommt. Wissen sie, jetzt, wo ich mir so Gedanken mache, kommt es mir schon sehr merkwürdig vor, wie er sich verhalten hat. Er war lange Zeit im Betrieb, über 30 Jahre waren es wohl. Immer ein guter Arbeiter: fleißig, zuverlässig, aber die Entlassung hat er wohl nicht verkraftet. War leider unumgänglich, die Entlassung meine ich. Sie wissen schon, der Rationalisierungszwang. Jedenfalls, er verhielt sich schon einige Zeit zuvor ein wenig seltsam. Hat sich gehenlassen. Ungepflegt, wenn sie wissen, was ich meine. Hat regelrecht gestunken, es gewagt, mir in die Nase zu stinken, als ich ihm, natürlich mit den freundlichsten Worten, seine Entlassung bekannt gegeben habe. Unverschämtheit, einen derartigen Geruch anderen zuzumuten! War schon alleine aus diesem Grund gerechtfertigt ihn zu entlassen. Aber ich denke, er hat es einfach nicht einsehen wollen, hat sich nicht damit abgefunden. Er lungerte die ganze Zeit vor dem Fabriktor herum, ist zu einem richtigen Ärgernis geworden, eine Belästigung, vor allem Geruchsbelästigung. Aber wir hatten da natürlich keine Handhabe, denn er war schließlich vor dem Tor und nicht auf unserem Grundstück, sonst hätten wir schon, das dürfen sie mir glauben, Mittel und Wege gefunden. Ich bin davon überzeugt, er wollte provozieren, denn es hat doch in der Tat etwas provozierendes an sich, wenn jemand vom frühesten Morgen bis zum Abend, zum Betriebsschluß, vor dem Tor steht und wartet, ja worauf eigentlich? Und dann das eigentlich Auffallende, nämlich daß er seit gestern nicht mehr dort

steht, auch heute, also dem Tag nach der Tat, nicht erschienen ist, so daß es leicht denkbar ist, daß... – Vielen Dank für ihre Auskünfte. Ich denke, wir sollten diesem Herrn einmal einen Besuch abstatten.

So wird es sich abspielen. Vielleicht sollte ich doch einen kleinen Umweg machen, noch eine Weile die Freiheit genießen. Aber was heißt da genießen, bei dieser Kälte. Und den Weg habe ich schließlich noch nicht einmal gefunden. Da bleibt mir kaum etwas anderes übrig, als weiterzusuchen.

Auf einmal liegt die Straße, in der er wohnt, vor ihm. Er erkennt sie genau, obwohl sie ihm verändert vorkommt, viel breiter und die Häuser so seltsam in die Höhe gestreckt. Manche taumeln sogar, oder blinzeln ihm mit ihren Fenstern zu. Er wußte auch nicht, daß die Straße so lang ist, sie kam ihm immer viel kürzer vor. Er geht und geht und kommt nicht voran. Sie will mich verwirren, denkt er, deshalb dreht sie sich so. Doch er will endlich in seine Wohnung, hat lange genug gefroren. Die Polizei, die dort auf ihn wartet, oder auch nicht, ist ihm im Moment gleichgültig. Vielleicht hat er aber diesen Umstand auch einfach nur vergessen.

Jetzt müßte ich doch bald da sein. Das Haus muß gleich kommen. Die Farbe ist grau oder braun. Oder etwas ähnliches. Möglicherweise auch graubraun oder weiß, das jetzt grau bzw. braun erscheint, weil die Farbe alt, verdreht und vergilbt ist. Und sonst, was unterscheidet es von den anderen Häusern? Es hat ein Dach und auch Fenster sind in die Fassade eingelassen. Aber das ist es nicht, woran ich es immer erkannt habe. Ach richtig, da ist ein Schild mit einer Nummer darauf neben der Türe angebracht. Aber welche ist es? Irgend etwas bauchiges, zwei Zahlen, die sich zum Verwechseln ähnlich sehen: sechs und neun. Doch welche kommt zuerst, die sechs oder die neun?

Er entscheidet sich für die sechs und geht in das Haus mit der entsprechenden Nummer. Das kommt ihm dann aber gar nicht so vor, als sei es das richtige. Es ist viel zu hell innen, im Treppenhaus. Also muß es das Haus mit der Nummer 96 sein. Er macht sich auf den Weg, es zu suchen, aber kann es nicht finden. Da gibt es zwar ein Haus mit der Nummer 95 und ein Haus mit der Nummer 97, doch das Haus mit der Nummer 96 ist verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Er geht immer wieder von einem Haus zum anderen, vom Haus mit der Nummer 95 zum Haus mit der Nummer 97, vom Haus mit der Nummer 97 zum Haus

mit der Nummer 95, doch dazwischen ist kein anderes Haus und auch nichts deutet darauf hin, daß einmal eines da war. Nicht einmal ein ganz kleines, ganz schmales Haus könnte man in den Zwischenraum quetschen, denn einen Zwischenraum gibt es gar nicht. Wahrscheinlich hat er sich also geirrt und das Haus hat eine ganz andere Nummer. Doch dann ist er sich wieder völlig sicher: nein, er wohnt im Haus mit der Nummer 96.

Und wenn es tatsächlich kein Haus mit der Nummer 96 geben sollte? Doch das ist unmöglich, überlegt er. Es wäre zwar denkbar, daß es kein Haus mit dieser Nummer gibt, aber dann dürfte ich auch nicht existieren, denn ich wohne schließlich in diesem Haus. Ich muß also weitersuchen, vielleicht finde ich es doch noch. Denn eines steht fest: mich gibt es. Möglicherweise ist es also irgendwo anders und nicht zwischen Nummer 95 und 97, obwohl das doch unlogisch wäre. Sicherheitshalber suche ich besser noch einmal die ganze Straße ab.

Vielleicht versuche ich es einmal auf der anderen Straßenseite. Könnte doch sein, daß es dort ist. Hier ist es jedenfalls nicht. Nur wie komme ich hinüber? Die vielen parkenden Autos versperren einen den Weg! Ah, dort ist eine Lücke, zwischen dem großen Weißen und dem kleinen Roten.

Was ist denn das, was so schnell auf mich zukommt, fragt er sich, als er die Straße überquert und ein Wagen sich ihm nähert. Und was quietscht da so schrecklich? Jetzt wird es zumindest langsamer. Sieht wie ein Auto aus. Da sitzt sogar einer drin. Kurbelt das Fenster runter. Kann ihn nicht verstehen. Der schreit ja so. Die Ohren sind noch ganz taub vom dem Gequietsche. Ist auch egal, was er sagt. Will endlich nach Hause. So kalt. Welche Nummer ist denn das? – 94. Und dieses hier? – Nummer 92. Wenn hier 92 und dort 94 ist, dann könnte doch als nächstes 96 kommen. Tatsächlich! Das ist die Nummer 96. Sieht auch ganz so aus wie das Haus, in dem ich wohne. Aber das hat nichts zu sagen. Heute sieht alles gleich aus. Am besten ich gehe hinein, dann werde ich schon sehen.

Das Treppenhaus ist dunkel und düster. Marek will das Licht einschalten, findet aber den Schalter nicht. Er tastet sich zum Treppengeländer und arbeitet sich langsam nach oben. Gelegentlich stolpert er über seine eigenen Füße oder eine der unregelmäßigen, abgetretenen Stufen. Irgendwann gibt er sogar den Versuch auf, sich wieder auf die Beine zu stellen, was ihm jedoch nur deshalb klar wird, weil er nun das Treppenhaus aus einer, für ihn ungewohnten, dem Boden näheren Perspektive wahrnimmt. Die Treppe erscheint um einiges steiler und bedrohlicher,

bedingt dadurch, daß er nicht aufrecht geht, also der Schräge entgegenwirkt, sondern sich auf allen Vieren, also sich der Schräge anpassend, fortbewegt.

Nach einer Weile hat er seine Wohnung erreicht. Daß er sie überhaupt erkannt hat, verdankt er nur der Tatsache, daß sein Blick zufällig auf sein Namensschild fiel. Glücklicherweise findet er auf Anhieb seinen Wohnungsschlüssel und muß ihn nicht erst lange suchen, was er schon befürchtet hat. Nachdem er es mit einiger Mühe fertiggebracht hat den Schlüssel ins Schloß zu stecken und herumzudrehen, kann er endlich eintreten und findet alles so vor, wie er es verlassen hat, nämlich unaufgeräumt und dreckig, von einem muffigen Gestank durchdrungen und ohne Polizei, die auf ihn wartet.

Er ist müde und friert. Als erstes dreht er deshalb die Heizung auf und zieht seine nassen Sachen aus. Er findet sogar noch die Kraft sich in die Küche zu schleppen, wo er seine Hose zusammenknüllt und in den Abfall steckt. Er ist sich noch immer der Gefahr bewußt, in der er schwebt. Natürlich weiß er, daß man sie dort bei einer Durchsuchung mit Sicherheit finden wird, aber er ist einfach zu müde hinunter in den Hof zu gehen und sie dort in den großen Müll zu werfen.

Es wird schon nicht gleich soweit kommen, daß sie hier alles auf den Kopf stellen, denkt er. Und wenn, dann ist es mir jetzt auch egal. Nur ins Bett will ich und schlafen. Als er sich hinlegt, muß er nicht lange warten. Die Müdigkeit ist zu groß. Trotzdem ist sein Schlaf nicht traumlos; d.h. sind es Träume oder ist es Wirklichkeit?

»Aber Junge, du liegst ja nackt im Bett! Und überhaupt, was hat das alles zu bedeuten? Die Wohnung sieht aus, als ob sie Monate nicht geputzt wäre. Da fährt man für ein paar Tage fort und wenn man wieder nach Hause kommt, was findet man dann vor? Einen Saustall! Jawohl, einen zum Himmel stinkenden Saustall! Sogar Ungeziefer läuft herum. Du hast Glück, daß dein Vater nicht mehr lebt, sonst würdest du dein blaues Wunder erleben.«

»Aber Mutter, ich wußte doch nicht, daß du schon so bald wiederkommst. Ich hätte schon noch alles in Ordnung gebracht.«

»So, du glaubst also, es wäre in Ordnung gewesen, wenn du die Sauerei hier noch vor meiner Rückkehr aufgeräumt hättest. Da irrst du dich aber, mein Lieber! Entweder man hält Ordnung in seinem Leben oder nicht. Jetzt weiß ich, was ich von dir zu halten habe. Eine schöne Schlange habe ich da an meinem Busen genährt! Aber freu dich nicht zu früh. Ich werde dir schon noch beibringen, was Ordnung und Sauberkeit bedeuten. Das sind echte deutsche Tugenden. Auch

du wirst sie noch lernen. Ich werde hier jedenfalls nichts aufräumen. Ganz alleine wirst du wieder alles auf Vordermann bringen. Und wehe, ich finde noch ein Körnchen Staub, nachdem du fertig bist! Das faule Leben hat jetzt ein Ende. Der Herr Sohn braucht sich um nichts zu kümmern, denn er hat ja seine alte Mutter, die für ihn den Haushalt macht: damit ist Schluß!»

»Aber Mutter...«

»Keine Widerrede. Sofort wirst du anfangen!«

»Ich bin doch aber krank.«

»Krank! Krank! Und was ist, wenn ich krank bin? Kann ich mich da auf die faule Haut legen? Nein, sofort wird angefangen und aufgeräumt. Und zieh dir etwas über! Läuft man denn so in der Wohnung herum!«

»Ja, Mutter, ich werde tun, was du sagst.«

Und tatsächlich steht er auf, zieht eine Schlafanzughose an und wankt in die Küche, um damit zu beginnen das dreckige Geschirr abzuwaschen, das sich dort stapelt. Eintrocknete Essensreste wollen beseitigt werden und Teller, auf denen sich ein bunter Schimmelrasen ausgebreitet hat, warten darauf, daß man sich ihrer annimmt. Trotz Krankheit, trotz Kälte, trotz Zitterns geht er an die Arbeit.

»Warum hast du mich so genannt, Mutter?«

»Wie genannt?«

»Du weißt es, der Vorname.«

»Das ist doch ein schöner Name. Jeder wäre damals darauf stolz gewesen, so zu heißen. Und im übrigen war es auch der Wunsch deines Vaters.«

»Ich hasse diesen Namen. Du sollst mich nicht mehr so nennen.«

»Aber Adolf, wie kannst du das nur sagen. Auf einmal soll ich dich nicht mehr so nennen dürfen. Warum nur?«

»Ich sagte, du sollst mich nicht mehr so nennen.«

»Ist es, weil es SEIN Name ist? Ist es wegen DIESER Dinge? Das sind doch alles Lügen, du weißt es.«

»Ja, es ist wegen DIESER Dinge. Und wegen Vater.«

»Warum wegen Vater?«

»Weil ER schuld daran ist, daß Vater...«

»Jetzt hörst du aber auf! Kein Wort mehr darüber. Erledige lieber den Abwasch!«

»Ich muß dir noch etwas sagen, Mutter.«

»Ja, was denn?«

»Es ist wegen der Arbeit, meiner Arbeit in der Fabrik.«

»Und was ist damit?«

»Sie haben mich entlassen.«

»Wie bitte?«

»Sie sagten, ich sei zu alt für die neuen Maschinen.«

»Erzähle mir keine Lügen. Keiner wird entlassen, nur weil er alt ist. Du mußt etwas angestellt haben. Was hast du verbrochen?«

»Ich habe wirklich nichts angestellt. Du weißt doch, wie sehr ich meine Arbeit geliebt habe. Wegen des Geldes mußt du dir übrigens keine Sorgen machen. Ich erhalte eine Abfindung und eine Betriebsrente. Und dann ist da schließlich noch das Geld auf dem Konto.«

»Das wird nicht angerührt. Und es kommt auch nicht in Frage, daß du hier wie ein Tagedieb herumlungerst. Morgen gehst du zur Fabrik und bittest um eine Beschäftigung. Wenn man dich an deinem alten Arbeitsplatz nicht mehr gebrauchen kann, so wird es doch zumindest irgendetwas für dich zu tun geben.«

»Ja, Mutter. Ich werde gleich morgen hingehen, wenn du es willst. Aber jetzt bin ich müde. Ich muß zurück ins Bett und mir ist so kalt.«

Marek legt sich hin und schläft sofort ein. Bald beginnt er wieder zu träumen, nur diesmal ist es ein ganz anderer Traum: Er befindet sich im Büro des Betriebsleiters, der ihn freudig begrüßt und ihn dann bittet Platz zu nehmen:

»Da sind Sie also endlich wieder. Wir haben Sie schon vermißt. Ihre Entlassung, das war natürlich nur ein Versehen, wenn auch ein äußerst peinliches, kaum verzeihliches. Um so glücklicher bin ich, Sie hier zu sehen. Es wäre nämlich von großem Nachteil für uns, auf so eine hervorragende Kraft wie Sie es sind verzichten zu müssen. Ich bitte Sie deshalb von ganzem Herzen und nicht nur in meinem Namen, im Namen des ganzen Betriebs, um Verzeihung und hoffe, daß Sie es noch einmal mit uns versuchen wollen.«

»Also, wenn das so ist, dann will ich mich gleich wieder an die Arbeit machen.«

»Aber bitte, bitte! Nichts wäre uns lieber.«

Und dann steht Marek im Traum an seiner Maschine, die auch wieder an ihrem Platz steht. Er arbeitet und ist glücklich. Dabei kann er den Metallgeruch riechen und alles ist wie früher. Sogar die Kollegen begrüßen ihn freudig. Er fühlt sich wie im Paradies. Nur das erste Stück will ihm nicht so recht glücken. Doch hatte er schließlich eine längere Pause eingelegen müssen. Da kann es schon passieren, daß das erste Stück mißlingt. Als aber auch das zweite und dritte nicht viel besser geraten, beginnt er nervös zu werden: Das ist ja noch nie vorgekommen. Was ist nur mit ihm los? Na, er muß sich eben erst wieder an die Arbeit gewöhnen. Das nächste Stück, das wird bestimmt besser.

Nur es ist wie verteufelt. Auch das nächste und übernächste und überübernächste taugen nichts. Dabei kann man keine Befriedigung empfinden. Viel eher erwarten einen Spott und Hohn: »Das sieht ja nicht gerade gut aus, Marek. Heute ist wohl nicht dein Tag?«

»Seht mal, der Marek hat das Arbeiten verlernt!«

»Sollen wir dir helfen? Du scheinst Hilfe nötig zu haben.«

Und dabei lachen sie, die Kollegen. Sie lachen, lachen, lachen. Marek kann es nicht ertragen. Man verspottet ihn und noch dazu mit Recht. Es ist ihm selbst unerklärlich, warum er so kläglich versagt.

»Aber Herr Marek, Sie haben ja nicht ein einziges vernünftiges Stück zustande gebracht. Sieht ihnen gar nicht ähnlich. Sie waren doch früher immer ein so vorbildlicher Arbeiter, waren noch nicht einmal Gewerkschaftsmitglied. Und jetzt sieht es fast so aus, als ob Sie dem Betrieb schaden wollten, Sie Saboteur! Wenn es sich so verhält, können wir die Sache mit den Fensterscheiben nicht einfach unter den Tisch fallen lassen«, wendet sich der Betriebsleiter an ihn, der nur vorbeischaun wollte, wie es läuft.

»Nein, die Fensterscheiben, das war ich nicht«, entgegnet Marek.

»Aber warum leugnen Sie denn? Wir wissen es doch. Nur keine Angst. Wenn Sie wieder wie früher arbeiten, geschieht Ihnen nichts. Wir können auf einen so hervorragenden Arbeiter nicht verzichten. Ich habe es Ihnen bereits gesagt, erinnern Sie sich? Allerdings, wenn Sie so weitermachen...«

»Ich war es nicht, glauben Sie mir. Sie müssen es mir glauben. Und was die Arbeit betrifft, so wird sich das bessern, sofort. Ich werde genauso gut arbeiten wie früher. Nur noch mehr. Ich verzichte sogar auf die Mittagspause.«

»Das geht aber nicht, Chef, daß der auf die Mittagspause verzichtet.«

»Ruhe, Sie haben das nicht zu bestimmen! Er kann soviel arbeiten wie er will!«

»Oh, ich will viel arbeiten. Nur glauben müssen sie mir, daß ich es nicht war, das mit den Scheiben. Sie wissen schon.«

»Das ist vergessen.«

»Ich war es aber nicht.«

»Unsinn! Sie waren es. Leugnen ist zwecklos. Wenn Sie leugnen, so gibt es Mittel und Wege Sie zum Reden zu bringen.«

»Schlagen Sie mich, wenn Sie wollen, ich werde es nicht zugeben.«

»Nein, wir brauchen nicht zu schlagen. Wir werden Sie einfach wieder entlassen.«

»Dann werfe ich wieder die Scheiben ein!«

»Sehen Sie, Sie haben es zugegeben.«

»Nein.«

»Natürlich haben Sie es zugegeben.«

Glas splittert, Glas klirrt. Wie ein erkaltetes Soufflé brechen die Scheiben in sich...

»Ja, ich gebe es zu!"

Glas splittert, Glas klirrt. Wie laut, wie laut das macht!

»Hören Sie auf!«

»Womit soll ich aufhören?«

»Das Geräusch, wie das Splittern von Glas.«

»Ich höre nichts.«

»Und nehmen Sie den Hund fort.«

»Hier ist kein Hund. Aber jetzt höre ich es auch. Es hört sich allerdings eher wie das Läuten Ihrer Wohnungsklingel an.«

Marek ist aufgewacht. Tatsächlich klingelt es an der Türe: erbarmungsloses Dröhnen durch die Stille der Wohnung. Immer wieder durchdringt es ihn mit einem Schauer, bis er sich schließlich erhebt und zur Türe taumelt. Er kann das Geräusch nicht ertragen. Es scheint aus dem Inneren seines Kopfes zu kommen und drängt mit explosionsartiger Kraft nach außen. Er muß dem Lärm ein Ende bereiten, auch wenn er sich davor fürchtet, was ihn möglicherweise vor der Türe erwartet.

»Sind Sie Herr Marek, Herr Adolf Marek?«, fragt jemand als er öffnet.

»Und wer sind Sie?«, fragt er zurück.

»Wir sind Polizisten und haben ein paar Fragen an sie. Hier sind unsere Dienstmarken.«

Marek wirft einen skeptischen Blick darauf: »Sie tragen keine Uniform.«

»Das ist nicht nötig. Dürfen wir hereinkommen? Es dauert nicht lange.«

»Wenn es sein muß.«

Die beiden Polizisten betreten die Wohnung. Als sie eingetreten sind, merkt man ihren Gesichtern den Ekel an und nur mit Mühe können ihre Nasen in der widerwärtigen Wohnungsluft Atem holen.

»Ziehen Sie sich ruhig etwas über. Sie haben wohl im Bett gelegen. Wir warten in der Zwischenzeit.«

»Ja, ich war im Bett. Ich bin nämlich krank, müssen Sie wissen. Ich würde mich deshalb auch gerne wieder ins Bett zurücklegen. Wir können doch auch im Schlafzimmer sprechen. Oder haben Sie etwas dagegen?«

»Nein, keineswegs«, erwidert jener Polizist, der bisher nur geschwiegen und seinem Kollegen das Reden überlassen hat. Ingeheim hegt er die Hoffnung, daß im Schlafzimmer der Gestank nicht so groß ist. Diese Hoffnung wird zwar erfüllt, denn es stinkt dort weniger penetrant als im Flur – der größte Gestank weht von der Küche her, die in direkter Verbindung mit dem Flur steht – doch riecht es auch hier unangenehm, nach verbrauchter, abgestandener und mit Krankheitskeimen angereicherter Marekluft.

»Nun, Herr Marek«, beginnt einer der Polizisten mit der Befragung, nachdem Marek wieder im Bett liegt. Danach macht er eine kleine Pause. »Vermutlich, oder zumindest hoffe ich es in Ihrem Interesse, wundern Sie sich, daß wir Sie besuchen. Doch haben wir, wie gesagt, einige Fragen an Sie zu richten. Vielleicht haben Sie es schon gehört: jemand hat vergangene Nacht eine ganze Reihe von Fensterscheiben des Verwaltungsgebäudes Ihrer ehemaligen Arbeitsstätte eingeworfen. Leider kam der Nachtwächter zu spät, um einen größeren Schaden zu verhindern. Der Täter ist leider entkommen und das einzige Beweisstück, das wir haben, ist dieser Stoffetzen hier.«

Der Polizist zeigt Marek das ehemalige Stück seiner Hose, das in eine durchsichtige Plastikfolie sauber verpackt ist: »Wir vermuten, daß dieser Stoffetzen vom Täter stammt. Aus einer Reihe von Gründen, die Sie sich wahrscheinlich denken können, müssen wir auch Sie dieser Tat verdächtigen und fragen Sie deshalb, ob Ihnen dieser Stoffetzen vielleicht bekannt vorkommt.«

»Nein, ich kenne dieses Stück Stoff nicht, wenn ich es auch nicht so genau sagen kann, denn Stoffetzen sehen für mich ehrlich gesagt alle gleich aus.«

»Nun, bedauerlicherweise haben wir keine Durchsuchungsgenehmigung, sonst würden wir uns selbst davon überzeugen, daß dieser Fetzen nicht von einem Ihrer Kleidungsstücke stammt. Aber wenn Sie bitte noch die Freundlichkeit hätten, uns zu sagen, wo sie gestern Nacht waren.«

»Ich war hier im Bett. Ich bin krank, das sehen Sie doch.«

»Ja, das sehen wir. Warum standen Sie denn gestern nicht vor dem Fabriktor, wie es Ihre Gewohnheit war, oder waren Sie da auch schon krank?«

»Es ist so, wie Sie sagen. Ich war den ganzen Tag krank und im Bett.«

»Haben Sie dafür irgend einen Beweis, waren Sie vielleicht beim Arzt?«

»Glauben Sie, ich renne wegen jeder Erkältung gleich zum Arzt?«

»Es wäre besser für Sie, wenn Sie gegangen wären. Erstens hätten Sie dann jetzt eine glaubhafte Bestätigung, daß Sie bereits gestern krank waren und zweitens habe ich den Eindruck, daß in Ihrem Fall ein Arztbesuch ratsam wäre.«

»Das ist meine Sache. Oder ist es ein Verbrechen krank zu sein?«

»Nein, natürlich nicht. Und deshalb gehen wir jetzt auch wieder. Es kann allerdings sein, daß wir nochmals bei Ihnen vorbeisehen, denn Sie konnten noch nicht alle Verdachtsmomente gegen Sie ausräumen. Gute Besserung also. Sie brauchen uns übrigens nicht hinauszubegleiten. Wir finden die Türe schon von alleine. Auf Wiedersehen!«

»Wiedersehen!«, ruft Marek, der bemüht ist seiner Stimme Kraft zu geben und überzeugt ist, daß er sich ganz gut aus der Affaire gezogen hat. Jetzt muß er nur noch die Hose endgültig beseitigen und man kann ihm nichts beweisen. Doch war es überhaupt gelogen, was er den Polizisten erzählt hat? Hat er die Scheiben wirklich eingeworfen oder war es vielleicht nur einer seiner Fieberträume, der ihn dies glauben machte. Doch wie kämen dann die Polizisten dazu, ihn zu verhören. Dann gäbe es doch gar keine eingeworfenen Fenster. Oder waren auch die Polizisten nur Einbildung? – Nein, das glaubt er nun wieder nicht. Allerdings kommt es ihm jetzt höchst unwahrscheinlich vor, daß er eine so alberne Tat begangen haben soll. Was hätte er für einen Grund gehabt der Fabrik Schaden zuzufügen, verdankt er ihr doch immerhin 32 glückliche Jahre und eine ansehnliche Abfindung. Unwirklich und unreal erscheinen ihm seine Erinnerungen an die letzte Nacht. Zumindest muß er aber nichts mehr befürchten. Zwar haben die Polizisten gesagt, daß sie vielleicht nochmal kommen, doch was können sie tun? Gut hat er das gemacht, wie ein richtiger, professioneller Verbrecher. Er wundert sich selbst über seine Abgebrühtheit. Und noch dazu in seinem Zustand. Er mußte sich schon arg zusammennehmen. Möglicherweise sollte er den Rat des einen Polizisten, einen Arzt aufzusuchen,

befolgen. Aber er ist nicht in der Stimmung zum Arzt zu gehen. Der würde ihm auch nur irgendein Mittel verschreiben, das man sich ebensogut selbst aus der Apotheke holen konnte. Und dann brauchte man auch nicht ewig, wie er das haßte, in einem muffigen, kleinen Wartezimmer kranke Luft atmen, von der man möglicherweise noch kränker wurde als man schon war, die möglicherweise vor gefährlichen Bazillen nur so wimmelte. Aber ein Mittel wäre schon gut. Die Krankheit wird ihm lästig. Er will endlich wieder ein ordentliches Leben führen und die Krankheit hindert ihn daran, seine Vorsätze von Ordnung und Sauberkeit wahrzumachen. Er fühlt sich so schwach und schwindelig und seine Glieder schmerzen. Trotzdem steht er auf und zieht sich an. Bevor er die Wohnung verläßt, vergißt er auch nicht den Müll mit hinunter zu nehmen. Der wird morgen geleert und dann kann er sich ganz sicher fühlen.

Die Apotheke ist nicht weit, doch ihm kommt der Weg lang vor, weil er durch die Krankheit geschwächt ist. Als ihm jemand einen Zettel in die Hand drückt, sieht er diesen nicht einmal an und steckt ihn ungelesen, wie automatisch, in die Tasche.

»Was wünschen Sie?«, fragt ihn die Apothekerin als er angekommen ist.

»Irgendein Mittel gegen Fieber und Erkältung.«

»Ich könnte Ihnen dieses hier empfehlen, aber gehen Sie doch zum Arzt. Sie sehen nicht gut aus.«

»Nein, das wird schon helfen«, wehrt Marek ab, bezahlt und macht sich, entschlossen wieder gesund zu werden, auf den Weg nach Hause.

ORDNUNG UND SAUBERKEIT

Es geht Marek besser. Er weiß jedoch nicht, ob er die Veränderung seines Zustands jenem Mittel aus der Apotheke zuschreiben soll oder seiner eigenen Widerstandskraft. Jedenfalls fühlt er sich nun gesund, steckt voller Tatendrang und will seine Vorsätze wahr machen. Ordnung und Sauberkeit sollen wieder Einzug in sein Leben halten. Zuerst will er sich selbst reinigen und als neuer Mensch der Badewanne entsteigen.

Er geht also ins Badezimmer und stellt den Warmwasserboiler an. Der Gedanke an ein warmes Bad erfüllt ihn mit Wohlbehagen. Ungeduldig wartet er deshalb darauf, daß das Wasser heiß wird und als es endlich soweit ist, sieht er gespannt und erwartungsvoll zu, wie es, heißen Dampf absondernd, der sich an den Fliesen als feuchter Belag niederschlägt, immer weiter am Wannenrand emporsteigt. Schließlich erscheint es ihm genug und er dreht den Hahn zu. Bevor er hineinsteigt, prüft er jedoch noch mit seiner Hand, ob es nicht zu heiß ist. Als er es für gut befunden hat, entkleidet er sich und genießt die wohlige Wärme des heißen Bades. Daß das Wasser schon bald merklich trüber wird und eine bräunlich schmutzige Färbung bekommt, bemerkt er erst nach einer Weile. Soviel Dreck, denkt er. War das alles auf meiner Haut? Am besten, ich wasche mich nochmal gründlich und lasse dann neues Wasser nach. Doch da hilft alles Rubbeln nichts. Denn was ist, wenn der Dreck die Haut bereits durchdrungen hat, in sein Inneres diffundiert ist? Er fühlt sich regelrecht verseucht und macht sich mit Bürste und Seife gewissenhaft daran, seine Haut zu bearbeiten, so daß er schon bald, bedingt durch das heiße Wasser und das Reiben mit der Bürste, krebsrot angelaufen ist. Aber er läßt sich nicht beirren. Das muß jetzt durchgestanden werden, auch wenn es der Haut nicht gut tut. Sein ganzer Körper brennt wie Feuer. Sogar dem unter den Hand- und Fußnägeln in Form von dicken, schwarzen Halbmonden angesammelten Schmutz rückt er zu Leibe.

Als er fertig und das Wasser abgelaufen ist, bleibt nur ein dicker und hartnäckiger Dreckrand zurück, sein Gestank hat sich für immer verflüchtigt. Da ihn das Baden müde gemacht hat, sagt er sich, daß es mit dem Saubermachen fürs erste genug sei und will sich ein wenig ausruhen. Morgen ist auch noch ein Tag. Er holt sich frische Wäsche aus dem Schrank und bezieht sogar das Bett neu. Natürlich riecht aber diese Wäsche nicht mehr wie frisch gewaschen, sondern verbreitet einen eher muffigen Geruch, da sie schon seit Monaten ungebraucht im Schrank gelegen hat. Alle Aprilfrische hat sich verflüchtigt. Für Mareks so lange an Gestank gewohnte Nase ist dieser feine Unterschied allerdings nicht wahrzunehmen. Im befriedigenden Bewußtsein

rundum in saubere, wohlriechende Wäsche gehüllt zu sein, legt er sich ins Bett und schläft schließlich ein.

Am nächsten Morgen wacht Marek früh auf. Er hat seine Vorsätze nicht vergessen und so beginnt er den Tag mit Körperpflege und Zähneputzen. Besonders der frische Geschmack der Zahnpasta, der zuerst noch unangenehm stark ist, vor Schärfe fast brennt, doch dann sein angenehmes Aroma von Minze und Menthol verbreitet, ist ein Erlebnis für ihn, der schon vergessen hatte, daß es auch einen solchen Geschmack im Mund gibt. Nur der Druck der Zahnbürste auf seinem Zahnfleisch schmerzt und als er ausspuckt, ist der Schaum ganz rosa verfärbt. Mit wundem Zahnfleisch muß er sich also an die Arbeit machen.

Und was da auf ihn wartet verschlägt ihm jeden Appetit. Nun, da sein Sinn für Ordnung und Sauberkeit wiedererwacht ist, erfüllt ihn der Zustand seiner Wohnung mit Ekel: Auf dem Küchentisch und in der Spüle häuft sich noch immer dreckiges Geschirr. Speisereste, von Schimmel durchsetzt, bilden einen widerlichen, stinkenden Belag auf den Arbeitsflächen. Beim Gehen klebt man an dem schmierigen Dreckfilm auf dem Linoleum fest. Und natürlich liegen überall, nicht nur in der Küche, leere und halbvolle, teilweise mit verdorbenem Inhalt gefüllte Packungen von Lebensmitteln herum. Kurzum: ein stinkendes und von Ungeziefer bewohntes Chaos.

Doch Marek läßt sich jetzt nicht mehr abschrecken. Mit der selben Konsequenz, mit der er seine Wohnung in diesen Zustand versetzt hat, beginnt er nun mit einer radikalen Säuberungsaktion. Da werden Schaben und Käfer erschlagen oder brutal ihres Lebensraumes beraubt. Da werden Berge von Müll aufgetürmt und wieder abgetragen. Nichts darf so bleiben wie es ist. Alles muß anders werden und wo Gestank herrschte, sollen Zitronendüfte sich ausbreiten. Teller und Besteck werden abgewaschen, Töpfe und Pfannen von Essensresten befreit, der Boden wird gewischt, Schmutzwasser in den Abfluß gekippt und viel, viel Putzmittel wird verteilt. Daß seine bescheidenen Vorräte an diesen Mitteln bei einem derartigen Verbrauch nicht lange anhalten können, liegt auf der Hand und bald ist alle Sauberkeit aus den gelben und grünen, weißen und roten Flaschen verbraucht und verlangt nach Nachschub. Auch die Schwämmchen, Bürsten und Lappen sind nach kurzer Zeit so verdreht, daß sie zum Zweck des Saubermachens ungeeignet erscheinen. Deshalb muß Marek seine Arbeit unterbrechen und für Ersatz sorgen.

Er kauft ein: er kauft alles, was Sauberkeit und Reinheit verspricht. Er kauft giftgrüne Wundermittel in neongelben Verpackungen. Er kauft schleimhautverätzende Putzteufel und bakterienkillende

Saubermänner. Und noch mehr! Toilettenreiniger und Teppichschaum, Geschirrspülmittel und Fensterklar, Insektentod und Wannenspray. Und noch nicht genug! Er kauft bis die Kapazität seines Einkaufswagens erschöpft ist und erschöpft ist dann auch er, als er, mit vier vollbepackten Plastiktüten beladen, zu Hause ankommt.

Trotzdem, er will sich keine Ruhepause gönnen, will so schnell wie möglich soviel wie möglich von seiner Arbeit erledigen. Deshalb nimmt er sofort, unterstützt durch die überschäumenden Kräfte der von ihm erworbenen Reinigungsutensilien, seine Herkulesarbeit wieder auf. Doch kann er sich nicht wie jener Antike Held auf übermenschliche Kräfte stützen und so wird er trotz seines Arbeitsdrangs bald müde, betäubt auch durch die stechenden Düfte der allgegenwärtigen Haushaltsreiniger.

Der dritte Tag seines neuen Lebens läßt ihn schließlich mit der Küche fertig werden und er kann sich den anderen Räumen zuwenden. Stolz blickt er aber zuvor auf sein Werk. Befriedigt streicht seine Hand über den sauberen Küchentisch. Fast ist es wie früher, als seine Hand noch über blank poliertes Metall streichen durfte. Das heißt, es ist nicht ganz so. Etwas fehlt: die wahre Befriedigung kann er nicht dabei erlangen und das betrübt ihn zunächst, doch dann macht er sich unbeirrt wieder ans Werk.

Ein regelrechter Reinlichkeitswahn hat ihn erfaßt, der umso seltsamer erscheint, da er doch bis vor kurzem ein Leben in Dreck und Unordnung geführt hat. Aber immerhin sind da die Worte seiner Mutter aus dem Traum: »Ich werde dir schon noch beibringen, was Ordnung und Sauberkeit bedeuten. Das sind echte deutsche Tugenden. Auch du wirst sie noch lernen«, so waren ihre Worte. Und wahrhaftig: kann ein echter Deutscher da überhaupt anders als zum Kehrbesen zu greifen und dem Schmutz – sowohl dem dinglichen, wie auch dem menschlichen – ein Ende zu bereiten? – Nein, wohl kaum. Denn warum sonst sollte Marek wie ein Besessener sein Werk beenden wollen, sich über den Flur ins Wohnzimmer und die beiden Schlafzimmer vorarbeiten, wenn nicht vom deutschen Reinlichkeitsdrang beseelt! Auch im Badezimmer wütet er unnachgiebig. Und immer dabei: die bunten Plastikflaschen mit den schäumenden Wundermitteln, manche von ihnen fast schon wieder leer, so verschwenderisch geht Marek mit ihnen um. Viel hilft viel, denkt er sich und so umgibt ihn und seine Umgebung mittlerweile eine Aura von Zitrusfrische.

Nach einigen Tagen ist er schließlich fertig. Jetzt hat er Ruhe und Entspannung verdient. Und was braucht ein echter, auf Ordnung und Sauberkeit bedachter Deutscher, um sich so richtig zu entspannen? – Jawohl, die Tagesschau im gemütlichen Sessel genossen und ein kühles Bier

dazu. Doch leider hat Marek kein Bier im Haus. Doch er verspürt plötzlich einen so starken Drang danach, daß er nicht widerstehen kann und sich auf den Weg macht, einige Flaschen zu holen.

Er muß nicht weit gehen: nur über die Straße und ein paar Schritte. Dazu kann er schon Mal den alten Mantel anziehen, der noch nicht in der Reinigung war. Er hatte noch keine Zeit, ihn hinzubringen und einen anderen besitzt er nicht, auch wenn dieser einen grauenhaften Geruch verströmt. Wie hatte er das nur aushalten können?

Marek hat die kuze Strecke, vom Durst beflügelt, schnell zurückgelegt. An der Kasse sucht er nach seinem Geld. Versehentlich greift er dabei in die falsche Tasche, greift knittriges Papier, das dort eigentlich nichts zu suchen hätte. Da es aber nun einmal vorhanden ist, will er wissen, um was es sich handelt und holt den Zettel aus der Tasche: es ist ein Flugblatt.

Wie kommt das nur da hinein, fragt er sich. Doch dann fällt ihm ein, daß ihm jemand so ein Ding zugesteckt hat, als er zur Apotheke gegangen ist. Er hatte es schon ganz vergessen, hat es damals nur eingesteckt und nicht einmal angesehen. Jetzt hält es es wieder in Händen und liest mit fetten Lettern auf kreischendem Neonrot gedruckt:

Deutschland – den – Deutschen! Scheinasylanten und Ausländer raus! Damit – wieder – Recht, – Ordnung – und Sauberkeit – herrschen.

Denn Ausländer zerstören unsere Kultur, nehmen uns Wohnungen und Arbeitsplätze weg, ruhen sich auf unserem sozialen Netz aus und gefährden mit Drogenhandel unsere Jugend, während viele unserer deutschen Landsleute in bitterster Armut Leben. Diese schreiende Ungerechtigkeit muß ein Ende haben!

Hören Sie zu diesem Thema **Dr. J. Meier**, Landesvorsitzender der »Nationalen«, die Partei für Deutschland. Er wird für Sie **am Sonntag, den 28.4. um 20.00 Uhr** in unserem Parteilokal »**Schwarzer Adler**« eine Rede halten. Alle Interessenten sind dazu herzlichst eingeladen. Für eine gemütliche Atmosphäre werden die »Original Teutoburger Musikanten« sorgen.

Ihr – Ortsverband der »Nationalen«

»Hallo, Sie! Ich hab nicht ewig Zeit. Lesen können Sie auch zu Hause. 3.98 DM bekomme ich von Ihnen«, unterbricht die Frau an der Kasse Marek in seiner Lektüre.

Der schreckt auf und bezahlt. Den ganzen Weg zurück muß er aber an das Flugblatt denken. »Deutschland den Deutschen«, das klingt ja beinahe so wie damals und damit will er nichts zu tun haben. Weil sein Vorname mit den üblen Gerüchen jener Zeit behaftet ist, erscheint ihm nämlich alles damalige suspekt. Und doch, irgendwie ist da schon etwas Wahres dran, was da steht. Vielleicht sollte man sich doch einmal anhören, was dieser Dr. Meier, der ein gebildeter Mensch zu sein scheint – zumindest läßt der Dokortitel darauf schließen – zu sagen hat. Recht, Ordnung und Sauberkeit, sind das nicht letztlich auch die Tugenden seines soeben neu begonnenen Lebens?

DIE VERSAMMLUNG

Ein dichtes Gewebe von Tönen und Gerüchen durchdringt die Luft. Fast greifbar fest drückt sie in Mund und Nase. Der Rauch beißt in den Augen und wie ein dickflüssiger Brei verteilt sich der Lärm bis in den hintersten Winkel des trübe beleuchteten Saals. Alles erstickt diese ausladende Fülle von Geräuschen. Die einzelnen Stimmen gehen unter im wogenden Wirrwarr der Lärmkulisse. Nur Wortfetzen treiben manchmal am Ohr vorbei, doch auch diese nur flüchtig, kaum geeignet verstanden zu werden. Man wird fast taub und der Verstand ist verwirrt, unfähig einzelne Stimmen aus dem chaotischen Ganzen sich herauszupicken, um seine Neugierde zu befriedigen. Das alles jedoch noch überlagert vom stampfenden Rhythmus der dröhnenden Volksmusik, dem Klirren der Biergläser und dem sich überschlagenden Gelächter frühzeitig angeheiterter Gäste. Und inmitten dem allen, inmitten dem Lärm und den Gerüchen, dem satten Dunst von bierigem Atem und Zigarettenqualm, dem tröpfelnden Harn prostatakranker Zecher, den völkischen Pfürzen und dem fettigen Dampf der gutbürgerlichen Küche, sitzt Marek. dochwie fühlt er sich dabei? Fühlt er sich wohl in der Gemütlichkeit suggerierenden Umgebung? Humpftata, humpftata, dröhnt es durch seinen Schädel. Ein sanfter Biernebel hat ihn eingehüllt, aber so richtig in Stimmung will er nicht kommen. Er fühlt sich irgendwie als Fremdkörper in dieser Gesellschaft, während er auf den eigentlichen Beginn der Veranstaltung wartet. Und schließlich dann auch: Tatata ... Ein markerschütternder Tusch. Aus dem Dunkel der Rednerbühne taucht plötzlich – wo ist er hergekommen? – ein Mann im braunen Anzug auf, begleitet von zwei bulligen Typen, die eine Binde, in altdeutscher Schrift bedruckt, als Ordner kennzeichnet. Sofort setzt tosender Beifall ein. Auch Marek klatscht in die Hände: Aha, jetzt geht los. Das ist also dieser Dr. Meier.

»Liebe Freunde, liebe Parteigenossen, sehr geehrte Damen und Herren«, beginnt dieser, als sich der Beifall gelegt hat, mit seiner Rede. »Ich freue mich sehr, daß Sie – trotz der Behinderungen dieses Pöbels vor dem Saal, dieser gewalttätigen Anarchisten, die uns daran hindern wollen unser, vom Grundgesetz garantiertes, Versammlungsrecht wahrzunehmen – so überaus zahlreich zur unserer heutigen Zusammenkunft erschienen sind. Ich meine, daran sieht man wieder einmal, wer die wahren Unruhestifter in diesem Land sind, nämlich die linksradikalen Radaubröder da draußen und nicht wir, wie einem die Hetzkampagnen in der Presse glauben machen wollen.«

Laute Beifallsrufe und Applaus begleiten die einleitenden Sätze des Redners. Auch Marek kann dem Gesagten nur beipflichten. Denn beinahe wäre er wieder umgedreht:

Den ganzen Weg über hatte er Zweifel, ob es richtig sei, die Veranstaltung zu besuchen. Und dann, als er den Auflauf vor dem Lokal gesehen hatte, war er gänzlich abgeschreckt gewesen. An die hundert Demonstranten waren zusammengekommen, die den Eingang blockierten und lauthals brüllten »Nazis raus!« und »Nie wieder Faschismus!«. Manche trugen sogar Transparente, auf denen ähnliches zu lesen war.

Da soll ich durch, schrak er zurück. Nein, bestimmt nicht. Am besten gehe ich gleich wieder nach Hause. Damit will ich nichts zu tun haben und erst recht nicht, wenn es stimmt, was da geschrieben steht und was die Leute rufen.

Aber dann trat etwas ein, womit er nicht gerechnet hatte. Ein Demonstrant kam auf hin zu und schrie ihn an: »Geht Heim, Ihr Nazischweine! Ihr kommt da sowieso nicht rein, dafür werden wir schon sorgen.«

Ein Nazischwein nennt der mich, entrüstete sich Marek. Ich bin kein Nazi, nur weil ich mir einmal anhören will, was die zu sagen haben. Wenn man mich so nennt, ohne daß es zutrifft, dann stimmt es wahrscheinlich auch nicht, daß die anderen welche sind. Alles Lügen! Und darum will ich jetzt doch hingehen. Nur wie komme ich hinein? Die haben ja den Eingang völlig versperrt.

Doch unerwartet löste sich das Problem: »Räumen Sie den Eingangsbereich der Gaststätte!«, schallte es aus einem Megaphon. »Sonst sind wir gezwungen Gewalt anzuwenden«.

»Polizisten für Faschisten!«, tönte es wütend zurück, wollte es gar nicht mehr aufhören und war es immer nur kurzfristig von der, in periodischen Abständen wiederkehrenden, polizeilichen Räumungsaufforderung überlagert.

Doch sie machten die Drohung wahr: knüppelnde Polizisten sorgten für Ordnung. Sie knüppelten die Rufe nieder, im Namen der Versammlungsfreiheit – welcher? Die Staatsgewalt ließ die Hosen runter und zum Vorschein kamen drohend weiße Polizistenärsche, so drohend, wie das Weiße im Auge eines bissigen Deutschen Schäferhundes. Fahles, blasses Weiß, das nie die Sonne gesehen.

Sie knüppelten eine Gasse frei, durch die auch er gehen konnte, denn nun ließ er sich nicht mehr abschrecken, da er sah, auf wessen Seite Recht und Ordnung standen.

Lautstarker Beifall schreckt Marek auf. Der Redner hat die Hand in Richtung Eingang ausgestreckt. Marek dreht sich um und sieht einen kleinen, unteretzten Mann mit Halbglatze triumphierend auf das Pult zugehen, begleitet von immer stärker werdendem Beifall und zünftiger Marschmusik. »Ich möchte jetzt das Wort an unseren Landesvorsitzenden Herrn Dr. Meier abgeben«, brüllt der Mann im braunen Anzug ins Mikrofon, um den Applaus zu übertönen.

Das war also gar nicht dieser Dr. Meier, sondern der andere, der jetzt kommt, ist es, stellt Marek fest. Hätte nicht gedacht, daß er so aussieht. Er wirkt doch eher grobschlächtig, gar nicht wie einer mit einem Dokortitel. Und noch dazu ist er hemdsärmelig, während der andere einen Anzug trägt, überhaupt viel seriöser aussieht. Na, es ist aber auch heiß hier und man soll nicht nach dem Äußeren gehen. Abwarten, was er zu sagen hat.

Marek bestellt sich noch ein Bier. Es ist bereits das dritte. Die Hitze macht ihn durstig. Gierig trinkt er zuerst den Schaum ab, bevor er einen großen Schluck tut. Je mehr er aber von dem trüben Gebräu trinkt, desto trüber wird auch sein Verstand. Trübe genug jedenfalls, um für die Parolen, die der Redner mit ungeheurer Stimmgewalt in den Raum schreit, anfällig zu werden. »Liebe Freunde, Liebe Parteigenossen, sehr geehrte Damen und Herren«, so beginnt auch jener seine Rede. Die selben Worte, die der Vorredner benutzt hat. Sogar Marek fällt das auf: das sagen Sie wahrscheinlich alle. Nicht sehr originell.

Dann schlägt er jedoch schnell einen anderen Ton an. Marek hört aufmerksam zu oder bemüht sich zumindest darum. Er widmet sich allerdings zu sehr seinem Bier, um auch wirklich alles mitzubekommen: erstmal noch ein Schluck. Heute schmeckt es mir. So schön kühl im Bauch. Es ist wirklich viel zu heiß hier drinnen. Der hat schon recht, daß er keinen Anzug trägt. Schwitzt auch so genug, das ganze Hemd ist voller Schweißflecken. Ist aber auch kein Wunder, bei den vielen Leuten. Das heizt ein. Und nirgends ist ein Fenster geöffnet. Hätte nicht gedacht, daß es hier so zugehen wird. Man hat nicht einmal genug Platz zum Sitzen. Kaum daß man sich bewegt, stößt man an jemanden. Kein Gedanke, sich bis zur Toilette vorzukämpfen, daweil müßte ich so dringend. Dieser Druck auf der Blase verleidet einem beinahe das Trinken. Schließlich muß er sich aber doch aufraffen, da er den Harn kaum mehr halten kann. Er muß fast den ganzen Saal durchqueren. Dabei stößt er an Stühle, stolpert mehrere Male fast über fremde Beine und verstellt den Blick gespannt lauschender Zuhörer. Endlich in der Toilette angelangt, holt er voller Vorfriede über die bevorstehende Erleichterung sein schlaffes Glied hervor und sofort schießt ein dicker, nahezu farbloser Strahl ins Pissoir, vielleicht auch ein

wenig daneben, denn so genau kann Marek nicht mehr zielen. Aber das macht nichts: vielen vor ihm ist es ähnlich ergangen und auf dem Boden haben sich gelbliche Pfützen gebildet. An seinen Platz zurückgekehrt bestellt er sich gleich noch ein Bier, um den entstandenen Flüssigkeitsverlust auszugleichen. Und während er trinkt, lauscht er den Worten des Redners, derentwegen er immerhin gekommen ist. Doch nur, wenn sie durch Lautstärke und vereinfachende Klarheit die Barriere der Trunkenheit in seinem Kopf überwinden können, dringt auch ihr Inhalt zum ihm durch. Jedoch genügen diese Worte, um eine verheerende Wirkung zu tun. Sie verbreiten ihr Gift und setzen sich als hartnäckige, kleine Schmutzpartikel in seinem Hirn fest.

Und was ist dieser Inhalt? Der lautet ungefähr so: den Deutschen gehe es schlecht, oder es könne ihnen zumindest besser gehen, würden die Ausländer ihnen nicht Wohnungen und Arbeitsplätze wegnehmen. Deshalb müsse man den Zustrom von weiteren Ausländern stoppen und diejenigen, welche schon da wären, dürften keine Vergünstigungen mehr bekommen. Auch sollten sie sich der deutschen Kultur anpassen, sonst sähe es in Deutschland bald so aus wie in Anatolien. Ehen zwischen Deutschen und Ausländern sollten gar verboten werden, damit die deutsche Rasse nicht ausstürbe oder verunreinigt werde. Das habe nichts mit Nazitum zu tun, sondern sei einzig Ausdruck des natürlichen Selbsterhaltungstriebes des von Durchdringung und Überfremdung bedrohten deutschen Volkes und dagegen könne schließlich niemand etwas einwenden. Es werde ja überhaupt ausschließlich gehetzt und Lügen gegen einen verbreitet, nur weil man das ausprüche, was die gesunde Volksmeinung sei, die die Politiker der anderen Parteien aber ignorierten, da diese nur ihre eigene Bereicherung und Selbstinszenierung im Sinn hätten. Es gäbe deshalb eine Verschwörung im Staat und in der Presse, die die nationale Bewegung und damit auch den Aufschwung der Partei der »Nationalen« unterdrücken und in ihren Ansätzen ersticken wolle. Dieses Ansinnen sei aber zum Scheitern verurteilt, da sich das Volk nicht mehr länger bevormunden lassen wolle. Die heutige Veranstaltung und das von ihr hervorgerufene, rege Interesse sei der beste Beweis hierfür.

Die Deutschen wollten sich eben nicht mehr als die Sündenböcke des Jahrhunderts fühlen und sich vom Ausland diktieren lassen, wie sie sich zu verhalten hätten. Der zweite Weltkrieg sei zwar bedauerlicher Weise verloren worden, dies sei jedoch kein Grund sich auf ewig unterlegen fühlen zu müssen. Auch Schuldgefühle seien überflüssig. Krieg sei nun einmal eine Grausame Angelegenheit und man habe schließlich das Vaterland verteidigen müssen. Der

Mord an den Juden schließlich, das sei eine reine Erfindung der Siegermächte gewesen, um das deutsche Volk für immer unterdrücken zu können...

Wenn diese Botschaft auch nicht so klar und eindeutig zu Marek dringt, nimmt er sie dennoch auf. Zwar deckt sie sich nicht mit seinem bisherigen politischen Weltbild, doch ist er durch die vor kurzem eingetretenen Veränderungen in seinem Leben nur allzu leicht bereit, alles Frühere über Bord zu werfen und dem vermeintlich Besseren Platz einzuräumen. Was spricht also dagegen, daß er sich der Meinung des Redners anschließt? Immerhin klingen dessen Argumente durchaus einleuchtend. Nur die immer noch bestehende Abneigung gegen seinen Vornamen mahnt ihn zur Vorsicht.

»Warum sollen wir Deutschen denn ständig mit einem Schuldkomplex durch die Gegend laufen? Haben wir denn nicht nach dem Krieg bewiesen, was in uns steckt? Trotz der rücksichtslosen Zerstörung unseres Landes durch die Alliierten haben wir aus Deutschland wieder einen blühenden Industriestaat gemacht. Nur das deutsche Volk war zu einer solchen Leistung fähig! Deshalb sage ich: Schluß mit den Minderwärtigkeitskomplexen und voranschreiten zu neuen Taten im Geiste eines ebenso neuen, gesunden Patriotismus!«

Auch Marek klatscht bei diesen Worten begeistert in die Hände und schreit seine Zustimmung im Chor mit den anderen Zuhörern dem Redner entgegen: »Bravo! Sehr richtig!«, tönt es von allen Seiten.

Ja, warum habe ich denn eigentlich diese Schuldgefühle, fragt er sich. Ich hatte doch mit alledem gar nichts zu tun. Und wer weiß, ob es sich überhaupt so verhält, wie man sagt. Vielleicht sind es tatsächlich alles Lügen. Am Anderen, dem Wirtschaftswunder, da war ich hingegen wohl beteiligt. Doch wie hat man es mir gedankt! Entlassen haben sie mich, weil ich angeblich zu alt bin und jetzt steht da vielleicht irgend so ein Ausländer an meinem Arbeitsplatz.

»Liebe Freunde, ich möchte mich jetzt bei Ihnen bedanken, daß Sie trotz der Schwierigkeiten, die man Ihnen bereitet hat, gekommen sind und mir so aufmerksam und wohlwollend zugehört haben. Zum Abschluß des offiziellen Teils der Veranstaltung möchte ich Sie bitten, sich zu erheben, damit wir gemeinsam, als Höhepunkt und gebührendes Ende, »Das Lied der Deutschen« anstimmen können. Zugleich möchte ich mich auch verabschieden. Ich muß Sie leider wegen einer anderen Wahlveranstaltung so bald als möglich verlassen, da ich nicht unpünktlich sein will. Ich hoffe, Sie bringen Verständnis dafür auf. Es spricht jedoch nichts dagegen, daß Sie hier noch weiter in gemütlicher Runde beisammensitzen und Ihre Meinungen austauschen.

Für Stimmung werden die »Original Teutoburger Musikanten« sorgen, die Sie bereits den ganzen Abend über unterhalten haben. Nun aber: Das Lied der Deutschen!«

Auf dieses Zeichen hin erheben sich alle im Saal. Auch Marek ist aufgestanden. Kein einziger ist sitzengeblieben, kann sich dem Sog entziehen und widerstehen sich dem nationalen Hochgefühl hinzugeben. Es wäre wohl auch nicht ratsam dergleichen zu tun.

»Einigkeit und Recht und...«, beginnt Marek mit seiner tiefen und ungeübten Stimme lauthals zu singen. Feierlich ist ihm dabei zumute. Wie schön sie spielen, die »Teutoburger Musikanten«. Doch dann bemerkt er, daß die übrigen Besucher einen anderen Text zu kennen scheinen: »Deutschland, Deutschland über alles«, tönt es von allen Seiten, »Über alles auf der Welt«. Jawohl, es wird nichts vergessen, nichts hinzugefügt, aber auch nichts weggelassen.

Deutschland, Deutschland: Übelkeit über alles! Da wird einem Angst und Bang, wenn man nicht selbst mit einstimmt. Das geht leicht von der Kehle und es wird einem so warm ums Herz. Am liebsten würde man lauter singen, lauter als alle anderen, damit es ein jeder hört, der nicht taub ist. Denn von nun an bist du kein Mensch mehr, sondern ein Deutscher: hart wie Kruppstahl ballt sich die Faust in deiner Tasche, zäh wie Leder ziehen sich die Gedanken in deinem Einheitsschädel und in Windhundemanier eilst du im Kreis der Lüge einem falschen Hasen hinterher, bereit dich dem Wahnsinn zu opfern.

Marek verschlägt es die Stimme. Er unterbricht seinen Gesang und wundert sich. Das geht doch zu weit, denkt er und blickt um sich, doch überall singt man unbeirrt weiter. Ja, ist es denn nicht verboten diesen Text zu singen? Scheinbar nicht, denn draußen wacht noch immer die Polizei über den ungehinderten Ablauf der Veranstaltung. Wenn sie nicht eingreift, so wird es wohl erlaubt sein und dann kann auch ich mitsingen. Wenn man nur den Text kennen würde! Natürlich kennt Marek Teile davon. Vielleicht ließe sich sogar aus allen Teilen, wie in einem Puzzle, der gesamte Text zusammenstellen. Doch die Reihenfolge der Teile, die ist ihm nicht bekannt. So kann er erst wieder mit einstimmen, als man bei der dritten Strophe angelangt ist. Jetzt paßt sein »Einigkeit und Recht und Freiheit« und er kann doch noch, nun umso lautstärker, an der chauvinistischen Euphorie teilhaben, die den Raum erfaßt hat.

Als die letzte Note verklungen ist, setzt sich alles wieder auf seine Plätze, das heißt, einige wenige verlassen auch das Lokal, zusammen mit dem Landesvorsitzenden Meier, der so plötzlich verschwindet, wie er aufgetaucht ist. Marek gehört jedoch nicht zu ihnen. Das Bier hat ihn so angenehm müde gemacht und sein Stuhl kommt ihm nun so gemütlich vor.

»Na, wie hat es dir denn gefallen?«, fragt ihn sein Tischnachbar ganz unerwartet.

»Meinen Sie mich?«, will Marek wissen.

»Na klar, wen denn sonst? Und im Übrigen duzen wir hier uns alle. Wie heißt du denn?«

»Marek ist mein Name.«

»Ist das dein Vor- oder dein Nachname?«

»Mein Nachname.«

»Und wie heißt du mit Vornamen?«

Marek zögert zuerst, antwortet dann aber kleinlaut und schuldbewußt: »Adolf ist mein Vorname«.

Er ist gar nicht erfreut gezwungen worden zu sein, diesen ungeliebten Namen auszusprechen.

»Warum denn so schüchtern! Adolf, das ist doch ein schöner Name. Ein großer deutscher Name sogar: der Name des Führers. Ich bin der Kurt. Komm, laß' uns einen auf deinen Namen trinken!«

ANERKANNT

Ein ganz neues Gefühl begleitet Marek auf seinem Nachhauseweg: das Gefühl anerkannt zu sein. Die Verkehrung der Dinge macht es möglich. Sie läßt ihn, wenn auch keinen Stolz – das wäre zuviel für den Anfang – so doch zumindest Gleichgültigkeit gegenüber seinem Vornamen zu empfinden. Und aus dieser Gleichgültigkeit heraus konnte er auch mit seinem Tischnachbarn auf diesen Namen anstoßen, ohne dies wiederum als anstößig zu empfinden – ohne überhaupt etwas dabei zu empfinden, außer dem angenehmen Gefühl des seine Kehle hinabrinneuden Bieres.

Und ist der erste Schritt, der erste Schluck getan, so gibt es kaum etwas, das eine sich anbahnende Kneipenfreundschaft noch verhindern könnte. Mit jedem gemeinsamen Glas verstärkt sich das Zusammengehörigkeitsgefühl und die simultane Verblödung verbrüdert. Man einigt sich im günstigen Fall bald auf unverfängliche Themen und schnell werden dann Freundschaften geschlossen, die bisweilen sogar den morgendlichen Kater überstehen. Das alles geschieht auf der soliden Basis des Trinkens.

Als Marek also nach Hause torkelt, resümiert er, daß es sich gelohnt hat die Veranstaltung zu besuchen. Schließlich hat er den Kurt und auch einige dessen Freunde kennengelernt. Die waren alle wirklich in Ordnung, denkt er, wenn sie auch etwas seltsame Ansichten vertraten. Aber was soll's? Wahrscheinlich haben sie sogar recht mit dem, was sie sagen. Zumindest bin ich wer bei ihnen, auch trotz, nein vielleicht sogar wegen meines Vornamens. Und was ist überhaupt so schlimm daran? Ist schließlich die Schuld meiner Mutter, nicht meine. Ihr hat doch der dumme Schnauzer so gut gefallen. Ich brauche mir wirklich nichts vorzuwerfen. Vielleicht werde ich da jetzt öfter mal vorbeischaun. Die Abwechslung täte mir schon gut und ich hätte dann auch Ablenkung. Warum soll ich auch in der Wohnung versauern? Früher hatte ich ja meine Arbeit. Jetzt immer diese Langeweile. Es wird langsam unerträglich. Wenn ich nicht rauskomme, werde ich verrückt oder ich verlottere ganz. Ich muß wieder eine Aufgabe, eine Beschäftigung haben. Vielleicht läßt sich ja was über den Kurt und seine Freunde finden. Die haben bestimmt irgendwelche Verbindungen. Gesagt haben sie doch auch was in dieser Richtung: Wenn ich Interesse hätte, könnte ich bei ihnen mitmachen, was immer das heißen mag. Für einen Aktiven würde sich schon etwas tun lassen, bezüglich einer Arbeit. Na, ich sollte mir auch nicht zuviel davon versprechen. Wer nimmt schon jemand en in meinem Alter? Aber immerhin habe ich natürlich meine Erfahrung.

Zu Hause angekommen, fällt Marek gleich ins Bett, um seinen Rausch auszuschlafen. Ein langer Schlaf wird es sein. Viele Promille müssen ausgeschwitzt, viele Eindrücke verstaut, viele Gedanken sortiert werden. Wenn es nur mit denen, den Gedanken, so einfach ginge, wie mit dem Alkohol: ein bißchen Schlaf und am nächsten Morgen bleiben nur ein Brummschädel und ein paar Kalorien übrig. Hier liegt die Sache allerdings anders. Setzen sie sich erst einmal im Kopf fest, dann sind sie schwer wieder herauszubekommen. Natürlich vergißt man den einen oder anderen gelegentlich. Doch dann taucht er heimtückisch und plötzlich, ganz ohne Vorwarnung wieder auf, als ob er nie verschwunden gewesen wäre. Es ist fatal. Und deshalb ist Marek auch noch ganz voll davon, als er mit seinem, von Kopfweg gepeinigten Schädel aufwacht. Ja, machmal übertönen sie sogar den Schmerz und dann ist ihm völlig klar, daß nun ein ganz und gar neuer Abschnitt seines Lebens begonnen hat.

So geschieht es dann auch: aus Marek dem Einzelgänger, dem Muttersöhnchen, dem Arbeitsfetischisten, wird Adolf der Saufkumpan. Allabendlich trifft man sich im »Schwarzen Adler«. Die Gaststätte wird zu seiner zweiten Heimat. Viele lange Nächte verbringt er in dem düsteren Gründerzeitgebäude: Über dem Eingang thront eine Adlerfigur mit ausgebreiteten Schwingen, die dem Namen des Lokals alle Ehre macht. Furchteinflößend ist der erste Eindruck den man gewinnt, der aber sobald man eintritt wieder zerstört wird, denn die Alltäglichkeit des Flurs mit seinem angeschlagenen Steinboden und dem Geruch nach leeren Bierflaschen, vermischt mit abgestandenen Küchendüften, verdrängt das leicht unheimliche, fröstelnde Gefühl, das Eingang und Fassade vermitteln.

Die eigentliche Gaststube überrascht einen hingegen wieder mit ihrem Erscheinungsbild. Auch Marek ging es so, als er sie zum ersten Mal nach der Veranstaltung betrat. Am Abend der Versammlung war es einfach zu voll gewesen, vielleicht hatte er auch nur keinen Blick dafür gehabt. Man fühlte sich zurückversetzt in eine andere Zeit. Ein antiquarisches Sammelsurium: die Wände behängt mit allerlei Militaria, Fahnen von Burschenschaften und altertümlichen Fotos. Auch Erinnerungsstücke aus den Weltkriegen, Bilder vom Kriegerverein, ein Kaisergemälde: Wilhelm I., alte Säbel und Degen konnte man bewundern. Und um das Ganze perfekt zu machen, waren entlang der Wände deutschtümeln Sprüche in kraftvoller Frakturschrift gemalt. Dieses Innere paßt zu seiner Fassade, nur daß es wie ein musealer Flohmarkt und darum auch eher charmant-gemütlich als furchteinflößend erscheint. Der Eindruck der Gemütlichkeit wird zusätzlich durch die Person des Wirts verstärkt: dick, wie aus dem Bilderbuch, kaum daß er sich bücken kann, residiert er hinter dem Tresen, unterstützt von seiner Frau, die aber sein

genaues Gegenteil darstellt, zerbrechlich dünn und zart wirkt, so daß man sich kaum vorstellen kann, wie die beiden miteinander ein Eheleben führen können. Selbst die Wirtsleute sind also zu bestaunende Objekte in diesem Kuriositätenkabinett. Nach kurzer Zeit schon hat Marek sich mit ihnen angefreundet und da er mit dem Trinkgeld nicht knausert, ist er ein gern gesehener Gast.

Es ist eine perfekte Idylle: die anheimelnde Kneipe, fast zu anheimelnd, fast zuviel dunkles Holz und zuviel deutsche Eiche, zuviel chauvinistischer Kitsch an den Wänden. Beinahe eine Karikatur, die sich selbst karikiert. Dazu noch die neuen Freunde, die Stammtischbrüder mit ihren klugen Reden und dummen Sprüchen. Schade nur, daß es heute keine Maler mehr gibt, keinen Spitzweg oder Zille, die derartiges noch auf eine Leinwand zu bannen verstehen. Aber vielleicht wäre eine Polaroid-Kamera auch ausreichend, damit sie nicht verloren geht, diese letzte Oase der echten, deutschen Gemütlichkeit, in der sich Marek in letzter Zeit so wohl fühlt.

Nur kann er, was die Stammtischreden betrifft, noch nicht so recht mithalten, denn es will schließlich gelernt sein, alle Vernunft hinter sich zu lassen, um markige Sprüche und schweinische Ausdrücke ganz ohne inneren Widerstand abzusondern. So tut er sich schwer mitzuhalten, hört lieber zu und bewundert seine Freunde: den Kurt, den Franz, den Helmut, den Max, den Ludwig und wie sie alle heißen. Manchmal gesellt sich sogar der Wirt hinzu, wenn es ganz hoch her geht. Mit der Zeit lernt er die Einzelnen besser kennen und auch die Gesichter der meisten anderen Besucher, die alle mehr oder minder regelmäßig zu kommen scheinen, kommen ihm bald vertraut vor.

Seine Freunde – oder besser Stammtischbrüder – sind alle so um die vierzig bis fünfzig Jahre alt, bis auf den Franz, den sie den General nennen, wegen seiner Geschichten vom Krieg, obwohl er natürlich keiner gewesen ist, sondern nur Leutnant. Doch das ist schließlich auch etwas. Und er hat das EK 1 verliehen bekommen: vom Führer persönlich, wie er sich brüstet. Der General imponiert Marek am meisten, weil er so gut erzählen kann, wenn auch nicht alles immer hundertprozentig wahr ist, wie er bald feststellt. Auch ist er für sein Alter, er wird schon bald achtzig, noch sehr rüstig.

Am besten versteht er sich aber mit dem Kurt, der ihn auch damals, bei der Versammlung, angesprochen hat. Der ist ein guter Kumpel, mit dem man alles besprechen kann, der zuhört und immer einen guten Rat weiß.

Der Helmut ist der einzige vor dem sich Marek ein wenig fürchtet. Nicht etwa, daß er Grund dazu hätte: der Helmut ist eigentlich immer besonders nett und freundlich. Aber er hat so kalte und berechnende Augen. Doch das sieht man nur, wenn er sich unbeobachtet fühlt. Er alleine hat auch engeren Kontakt zu den jüngeren Besuchern des Lokals, denn es kommen keineswegs nur Leute in Mareks Alter hierher, sondern auch viele ganz junge, so um die 18 bis 20 Jahre. Die meisten von ihnen haben sehr kurz geschnittenes Haar und sind etwas seltsam gekleidet, aber das ist auch das einzige, was sie von anderen jungen Leuten unterscheidet. Wie gesagt, kennt der Helmut viele von ihnen und manchmal glaubt Marek, daß er sie nicht nur kennt, sondern daß auch noch etwas mehr dahinter steckt. Das sind jedoch nur Vermutungen. Der Max, der Ludwig und die anderen schließlich, die aber nicht jeden Tag kommen und damit nicht zum engeren Kreis gehören, sind auch alle ganz sympathisch, so schient es jedenfalls. Marek konnte sich noch nicht so richtig mit ihnen bekanntmachen.

Das ist also die Gesellschaft, in der er seine Abende verbringt: alles Männer mit gesunden Ansichten, deren Hirne vor Gesundheit nur so strotzen. Nicht einmal der reichlich konsumierte Alkohol kann dieser Gesundheit etwas anhaben, vielmehr scheint es so, als ob er sie noch festigte. Marek fühlt sich wohl in dieser Runde, fühlt sich anerkannt und akzeptiert. Nur warum ist das so, warum gibt man sich mit ihm ab? Er ist doch eher Zuhörer und gelegentlich den gesunden Ideen seiner Kumpane eher skeptisch gegenüber eingestellt. Ja, fast hat man den Eindruck, als ob er seine Vergangenheit und die Abneigung gegen seinen Vornamen noch nicht ganz abgeschüttelt hätte, die kranken Gedanken in seinem Kopf den gesunden Ideen der anderen den Einlaß verwehren würden.

Zum Glück äußert er diese Skepsis selten, das heißt eigentlich nie, und so wird sein Schweigen allgemein als Zustimmung interpretiert. Das ist auch keineswegs so abwegig, denn immer häufiger muß er feststellen, wie er bei den Sprüchen seiner Freunde zustimmend nickt und manchmal dieser Zustimmung sogar verbalen Ausdruck verleiht. Denn auf die Dauer kann das Kranke dem Gesunden nicht standhalten, auf die Dauer kann sich keiner zum Außenseiter machen. Deshalb überrascht die Frage, die ihm der Kurt eines Tages stellt, auch nicht sonderlich: »Du, Adolf, wie steht es? Willst du nicht endlich der Partei beitreten, wie wir alle? Du kennst doch inzwischen unsere Ansichten und weißt, daß du dich damit auf die richtige Seite stellst.« »Ich weiß noch nicht so recht. Das heißt, warum eigentlich nicht? Ja, ich denke schon, daß ich beitreten will«, antwortet Marek zögerlich.

»Darauf spendier ich eine Runde!«, ruft der Helmut hierauf sofort aus und der General klopf ihm auf die Schulter und sagt: »Jetzt gehörst du richtig zu uns!«

Das ist das Startsignal: da wird angestoßen und Glück gewünscht, sogar der Wirt zeigt sich spendabel und gibt einen aus. Und immer wieder wird Marek auf die Schulter geklopft und seine Hand gedrückt, kräftige Schläge und feste Händedrucke, ihm tut schon alles weh. Nur harte Schläge kommen aber aus tiefster Männerseele und so ist dieses Ritual unumgänglich. Daweil hat Marek doch aus reiner Verlegenheit heraus diesen unbedachten Satz geäußert, dieses unentschlossene »Ja, ich denke schon, daß ich beitreten will.« hervorgestammelt. Nun steht ihm völlig ungewollt ein langer Abend bevor, bei dem viel Flüssigkeit den Weg durch Speise- und Harnröhre finden wird. Bald läßt sich aber auch Marek von der Welle der Begeisterung und der Bierseeligkeit mitreißen. Er vergißt den Ärger über seine Unbedachtheit, denn eigentlich beabsichtigte noch nicht beitreten, war unschlüssig und wollte nur mit seinen Freunden die Einsamkeit der Abende überwinden.

Alle bleiben bis spät in die Nacht. Nur einer, der Helmut, muß sich schon frühzeitig verabschieden. Er hat etwas wichtiges mit dem Nachwuchs zu besprechen, wie er sagt und verläßt die Runde, um dann mit einer Gruppe jüngerer Gäste in einem Nebenraum zu verschwinden. »Da kannst du sehen, daß du dich heute richtig entschieden hast«, flüstert ihm der General zu. »Wir schauen nämlich nicht tatenlos zu, wenn unsere Stadt zu einem Ausländerghetto verkommt. Diese Brüder werden sich noch wundern! Bald herrschen hier wieder Ruhe und Ordnung. Der Helmut und seine Leute, die fackeln nicht lange.«

»Was meinst du denn damit?«, fragt Marek.

»Na, wir werden denen ein bißchen einheizen«, erklärt der General und zündet dabei symbolträchtig ein Streichholz an, mit dem er sich dann eine Zigarre ansteckt.

»Und wenn dabei jemand zu Schaden kommt?«, erschrickt Marek.

»Ach was! Es soll doch nur ein kleines Feuer zur Warnung sein. Und wenn tatsächlich etwas passiert, so ist es auch nicht weiter schlimm. Dann sind wir wenigstens ein paar von diesem Ungeziefer los.«

NUR EIN KLEINES FEUER

Kein Geräusch stört die friedliche Stille der kleinen Seitenstraße. Doch ist sie wirklich friedlich, diese Stille? Ist nicht etwas bedrohliches, unheimliches an ihr? Aber nein, es ist einfach nur ruhig in dieser Straße mit den vielen, kleinen, meist türkischen Geschäften. Nur dann und wann fährt ein Auto durch die abends wenig belebte Gegend. Natürlich, von der Ferne dringt der Lärm der Stadt auch hierher, aber eben gedämpft durch mehrere Häuserzeilen. Sogar die Taverne an der Ecke hat ihren Ruhetag. Und deshalb läßt es sich gut schlafen heute, obwohl der Vollmond, der vom Himmel scheint, sein Bestes gibt, um das zu verhindern. Doch kann er sein Licht nur durch wenige Fenster werfen, da Vorhänge und Rollos ihm den Weg verbauen.

»Morgen geht es los, Leute. Ihr wißt, was ihr zu tun habt. Du übernimmst das Kommando, Georg. Und laßt euch nicht erwischen! Sollten sie doch einen von euch kassieren, dann hält der gefälligst seinen Mund. Wir holen ihn da schon halbwegs ungeschoren wieder raus. Ansonsten sollte er lieber beten, daß man ihn für immer einbuchtet.«

»Wäre es nicht besser, wir würden es um ein paar Tage verschieben. Wir haben Vollmond und da ist die Straße taghell.«

»Es wird gemacht, was ich sage! Ihr scheiß Angsthasen. Wer die Hosen voll hat, braucht ja nicht mitzumachen. Der braucht sich dann aber gleich gar nicht mehr hier blicken lassen.«

So eine Dummheit von mir, so ein Leichtsinn, ärgert sich Marek zu Hause. Jetzt sieht man, wohin das führen kann. Mit solchen Sachen will ich nichts zu tun haben. Ich wollte doch nur ein wenig Gesellschaft. Jetzt habe ich die Bescherung und ich weiß nicht einmal, wie ich da am geschicktesten wieder herauskomme. Es wird das beste sein, wenn ich mich einfach nicht mehr hingeh. Schade ist es schon. Ich hab' mich immer so auf den Abend gefreut. Aber es geht nunmal nicht anders.

Ab jetzt wieder nur die Wände der Wohnung? – Grausames Gefängnis. Marek kann den Gedanken nicht ertragen. Aber was will man machen, wenn man nicht in Dinge mit hineingezogen werden will, die – man weiß es nicht so genau – aber auf jeden Fall bedrohlich werden können. Vielleicht waren seine anfängliche Skepsis und sein Widerwille doch berechtigt. Vielleicht hätte er auf die Stimme in ihm hören sollen, die ihn zur Vorsicht mahnte, als er allzu leichtfertig das schlechte Gewissen wegen seines Vornamens verdrängte.

Brandstiftung, möglicherweise sogar Mord! Der Helmut und seine Truppe, die werden vor nichts zurückschrecken. Diese Augen: so eiskalt, so brutal. Wie konnte ich das nur übersehen, darüber hinwegsehen, mit ihm anstoßen, fragt Marek sich im nachhinein. Es ist nicht auszudenken, in was ich da beinahe hineingeraten wäre. Diese jungen Männer mit den kurzen Haaren, viel zu kurz für einen ordentlichen Haarschnitt – gefährlich kurz.

Nicht etwa, daß er für die Langhaarigen wäre, aber es gibt doch eine Grenze die nicht unterschritten werden darf, die den Kopf zum Schädel degradiert. So einem Schädel ist dann alles zuzutrauen. Jedenfalls, was der Franz mir da erzählt hat, das hat mir den ganzen Abend verdorben, resümiert er. Die schöne Stimmung: auf einmal dahin. Wundert mich nur, daß der Franz sowas gut findet. Das hätte ich nicht gedacht, daß der General ... Da sieht man, wie man sich täuschen kann! Noch dazu durfte ich mir nicht einmal was anmerken lassen, mußte auf meine eigene Dummheit mit anstoßen.

Selbst im Bett überlegt er noch, was er tun soll, denn daß etwas getan werden muß, steht außer Frage. Nur was könnte das sein? Und schließlich: Soll man einen Freund, das heißt, ein Freund ist er ja eigentlich nicht direkt, nur ein Stammtischbruder, aber immerhin, auch den kann man nicht einfach so verraten, überlegt er. Was weiß ich denn überhaupt? Gar nichts weiß ich. Ich weiß weder genau, was geplant ist, geschweige denn, wo und wann. Ich habe nur ein paar vage Andeutungen gehört, die nichts besagen und an denen nichts dran sein muß. Kann alles auch reine Phantasie oder Angabe vom General gewesen sein. Er ist doch sozusagen für seine Lügenmärchen berühmt. Es ist also nach Lage der Dinge besser, sich keine Gedanken zu machen und einzuschlafen. Weitere Überlegungen können zu nichts führen.

Und recht hat Marek. Denn kein Geräusch stört die friedliche Stille der kleinen Seitenstraße. Ruhig und verlassen wartet sie auf den Morgen, wartet auf den beginnenden Berufsverkehr, das Öffnen der Läden und daß das grelle Mondlicht von der trüben Morgendämmerung abgelöst wird. Aber bis dahin ist es noch lange und man weiß nie, was die nächste Stunde bringt, ob sie nicht noch für eine Überraschung gut ist.

Doch heute geschieht nichts mehr. Die Nacht verstreicht ohne besondere Vorkommnisse. Der Morgen kommt und geht, schon ist es Mittag: der Mittag eines ganz normalen Werktags. Schließlich wird es Abend, die Geschäfte schließen, die Berufstätigen kehren Heim und die Straße leert sich zunehmend. Auch das Gemüsegeschäft von Murat Özdemir hat bereits geschlossen, sogar die Abrechnung ist schon gemacht. Es war kein besonders guter Tag. Herr

Özdemir ist nicht ganz zufrieden, aber was soll man machen: manchmal kaufen die Leute und manchmal lassen sie es bleiben. Allah ist groß und der nächste Tag wird es aufs neue beweisen.

Auch Mareks Tag verstreicht wie viele zuvor. Es gibt schließlich einiges zu tun: Man muß aufstehen, sich waschen, frühstücken und das Bett machen. Die Wohnung will geputzt und aufgeräumt werden, das Mittagessen ist zuzubereiten und Einkäufe müssen erledigt werden. Auch der Abwasch von gestern wartet noch. Doch dann beginnt die Langeweile einzusetzen. Langeweile, die man durch ein wenig Fernsehen zu überbrücken versucht, die sich aber steigert, von Stunde zu Stunde und die einem zuviel Zeit läßt, sich unnütze Gedanken zu machen. Denn während der alltäglichen Hausarbeit war es leicht sie zu verdrängen. Aber nun, während man sich langweilt, sind die Gedanken frei, wildern im Gedächtnis herum und zerren unerbittlich die unangenehme Erinnerung an den gestrigen Abend hervor.

Ob sie wohl schon zugeschlagen haben? Wahrscheinlich noch nicht, denn in der Zeitung stand nichts über ein Feuer und ich habe sie doch heute wirklich ganz genau durchgesehen. Nichts stand da, von wegen, daß es gestern Nacht irgendwelche Brände gegeben hätte. Es ist also vermutlich gar nicht wahr und der General wollte sich nur aufspielen. Andererseits hat er auch nicht gesagt, wann es passieren würde.

Besonders als es eigentlich Zeit wäre zum »Schwarzen Adler« aufzubrechen, kreisen Mareks Gedanken um derlei Dinge. Eigentlich hätte er schon Lust hinzugehen, doch bleibt er seinem Entschluß treu, sich dort nicht mehr blickenzulassen, jedenfalls nicht, wenn es sich bewahrheiten sollte, was der Franz angedeutet hat. Jetzt heißt es also abwarten. Wie lange ist ungewiß, aber eine Woche wird es mindestens sein. Ist dann noch immer nichts geschehen, kann man wohl unbesorgt sein, überlegt er. Nur, wie soll man erklären, daß man sich eine Woche nicht hat sehenlassen? Ganz einfach: eine Krankheit. Mit Fieber im Bett gelegen. Armer, kranker Marek! Dir rinnt ja tatsächlich der Schweiß von der Stirn. So regt dich das alles auf. Warum denn nur? Noch gibt es doch keinen Grund für solche Aufregungen: kein Geräusch stört die friedliche Stille der kleinen Seitenstraße.

Aber dann: Glas splittert, Glas klirrt. Wie ein erkaltetes Soufflé brechen die Scheiben des Gemüsegeschäfts von Murat Özdemir in sich zusammen. Blank geputzte Fensterpracht,

vergebliche Mühe von Frau Özdemir, die täglich diese Scheiben säubert, damit kein Grauschleier die kräftigen Farben von Tomaten, Paprikas und Auberginen trübt.

Doch wozu ist eine Scheibe gut? Damit sich das milde lächelnde Gesicht des Nachtgestirns, ein wenig verzerrt, in Vollmondnächten darin spiegeln kann? – Viel praktischer ist es doch ohne Scheibe, denn eine Scheibe, die nicht existiert, muß auch nicht geputzt werden. Und deshalb: seien Sie den jungen Männern dankbar, Frau Özdemir, daß sie Ihnen die tägliche Arbeit des Putzens ersparen wollen. Sie meinen es nur gut mit Ihnen. Denen wäre es sogar am liebsten, wenn Sie sich gar nicht mehr hier abrackern müßten. Denn warum in der Fremde schuften, unter Fremden leben, Ungläubigen noch dazu? Ist es nicht rührend von diesen jungen Leuten – jungen Männern mit solch schönen, blonden, kurzen Haaren, so wie es sich gehört, wie Sie es mögen – ja, ist es nicht zuvorkommend von ihnen, daß sie Sie überreden wollen, in die Heimat zurückzukehren! Und sie scheuen sogar keine Mühen dabei: schleppen extra zu diesem Zweck schwere Steine mit sich, scheuen auch die Arbeit nicht, den Kraftverlust, wenn sie diese gegen die Fenster Ihres Gemüseladens schleudern.

Natürlich: Glas splittert, Glas klirrt. Es macht laut und man muß damit rechnen, daß Sie aufwachen, wo Sie doch direkt über dem Laden schlafen, zusammen mit Ihrem Mann und den drei Kindern. Und letztendlich werden morgen Früh Sie die Arbeit haben und all die Scherben wegkehren müssen. Aber was soll man machen? Ohne Unannehmlichkeiten zu bereiten geht es nun mal nicht. Ein wenig tolerant müssen Sie schon sein! Es gilt die gute Absicht zu respektieren. Wie bitte? Sie ärgern sich über den Lärm, der Sie aus dem Schlaf schreckt, Sie Ihrer wohlverdienten Nachtruhe beraubt, finden es unerfreulich, daß man Ihnen die Scheiben einwirft? Unerhört! So etwas undankbares! Wie die Juden damals, am 9. November. Nein, nicht dem als die Mauer fiel, sondern ein paar Jahrzehnte zuvor. Die wußten die Freundlichkeiten des deutschen Volkes auch nicht zu schätzen. Was, das finden Sie zynisch. Na, dann verdienen Sie es wohl auch nicht anders!

Glas splittert, Glas klirrt. Wie laut das macht! Viel zu laut um überhört zu werden, viel zu laut, als daß der Lärm von der Stille verschluckt würde. Und deshalb muß es schnell gehen:
»Los Leute, jetzt das Benzin. Aber macht hin, da glotzen schon welche aus dem Fenster. So eine Scheiße, wenn die Bullen hier auftauchen!«

Glas splittert, Glas klirrt, aber nur kurze Zeit. Dann ist es scheinbar wieder still. Doch lauscht man aufmerksam, dann hört man flüsternd gebrüllte Befehle – denn auch flüsternd kann gebrüllt werden – und die gurgelnden Geräusche sich entleerer Benzinkanister.

»So, das wäre geschafft! Und nun weg hier. Harry, zünde den Laden endlich an!«

Man hört eilig sich entfernende Schritte und dann ein leises Knistern, das sich aber schon bald zu einem bedrohlichen Lodern entwickelt. Auch Frau Özdemir glaubt dieses Lodern zu hören, doch weiß sie es nicht gleich richtig einzuordnen. Zuerst war da dieses Geräusch, oder besser dieser Lärm, der wie zersplitterndes Glas klang. Fast meinte man, es käme direkt von unten, aus dem Laden. Davon ist sie aufgewacht. Das heißt, sie ist nicht sicher, ob sie es tatsächlich gehört oder nur geträumt hat. Denn ihr Mann schläft friedlich weiter und auch die Kinder scheinen nichts bemerkt zu haben. Nur sie ist wachgeworden, nein, aus dem Schlaf geschreckt, wegen diesem Geräusch. Schrecklich, dieser Alptraum. Denn es muß doch ein Alptraum gewesen sein, kein Laut ist mehr zu hören. Oder ist da nicht doch etwas? Wie das Lodern eines Feuers klingt es. Kann das denn sein? Was sollte hier brennen? Aber es riecht plötzlich auch so seltsam, so verbrannt. Am besten, sie steht auf und sieht nach, ob auch alles in Ordnung ist.

Sie geht dem Geräusch nach, das von unten zu kommen scheint. Auch Rauch dringt von dort nach oben. Also doch ein Feuer. Hilfe! Der Mann und die Kinder. Sie müssen aufgeweckt werden. Warum sind sie denn nicht schon wach, riechen sie es denn nicht, haben sie es nicht gehört? Ich muß sie aufwecken und dann raus hier, so schnell wie möglich!

Murat, du mußt aufwachen, ein Feuer im Laden! Es ist schrecklich, es brennt. Wir müssen die Feuerwehr rufen! Oder sind das schon die Sirenen, die ich höre. Hat man von draußen das Feuer vielleicht eher bemerkt?

Die Kinder! Schnell ins Kinderzimmer laufen und nach ihnen sehen. Ich hab sie fast vergessen in all der Aufregung. Da sind ja nur zwei! Wo ist das dritte, der Kleine? Kinder! Schnell, schnell, ihr müßt aufwachen, es brennt! Wißt ihr wo der Kleine ist? Sagt es mir! Oh Allah, hilf mir! Wo ist nur der Kleine? Die Kinder wissen es nicht. Er ist nicht im Bettchen.

Auf der Toilette! Vielleicht mußte er auf die Toilette. Ja, vielleicht. Aber die Toilette ist doch bei der Treppe und die brennt schon! Der viele Rauch und die Hitze. Draußen am Fenster wartet bereits die Feuerwehr. Kommt Kinder, geht! Schnell, damit ihr gerettet werdet! Ich will noch nach dem Kleinen sehen. Den Atem anhalten und nochmal den langen Gang entlang zur Toilette laufen. Der Rauch beißt in den Augen. Hastiges Atemholen, aber da ist kein Sauerstoff

mehr in der Luft, nur Qualm und man muß husten. Doch die Füße laufen weiter. Endlich dort! Verzweifelt wird an der Türe gerüttelt: verschlossen.

Denn wenn man auf die Toilette geht, macht man die Türe hinter sich zu, dann ist man ungestört. Man schließt sie sogar zu, mit dem Schlüssel, der immer im Schloß steckt. Dann kann man in Ruhe dasitzen und seinen Darm entleeren. Ein echter Ort der Muße. Doch auf einmal riecht es so seltsam. Nein, nicht der Gestank des Kots von unten her. Verbrannt riecht es. Beißender Qualm dringt durch die Türritzen und das geöffnete Fenster nach innen. Man bekommt Angst. Wo kommt der Rauch her? Es brennt doch nicht etwa? Panik! Man bekommt keine Luft mehr. Der Rauch dringt in die Lungen, setzt sich dort fest. Raus hier! Den Hintern abzuwischen bleibt keine Zeit mehr. Nervös wird an der Türe gezerrt, aber die geht nicht auf: man hat ja abgesperrt. Also muß man wieder aufsperrn. Das Schloß ist alt. Manchmal klemmt es. Aber mit ein wenig Geduld ist es kein Problem. Nur, wo soll man die Geduld hernehmen? Es brennt! Und der beißende Qualm! Man droht zu ersticken. Auch von draußen, vom Fenster her, kommt der Qualm. Denn das nächste Gebäude steht nah. Der Rauch von unten hat keinen Platz, muß sich in dem engen Zwischenraum zusammendrängen, ist dankbar für den zusätzlichen Raum, den er ausfüllen kann. Und wenn man das Fenster zumacht? Dann kann der Qualm noch immer durch die Türritze dringen und es ist sowieso schon genug davon in der Luft. Doch das Fenster liegt nicht hoch und der Qualm wird immer unerträglicher.

Der kleine Kinderkörper kann sich mühelos durch die enge Fensteröffnung quetschen. Von draußen trommelt jemand gegen die Türe. Es ist die Mutter: »Bist du da drinnen, Kind?« »Ich springe jetzt, Mutter. Hab keine Angst! Ich springe nach draußen«, antwortet der Junge. »Nein, nein, du darfst nicht springen! Der Mann von der Feuerwehr ist gleich da. Er wird die Türe aufbrechen.«

Aber es ist zu spät. Schon ist der Kleine gesprungen. Das Fenster liegt nicht hoch. Mit etwas Glück kommt man mit einigen Prellungen davon. Im schlimmsten Fall gehen ein paar Knochen zu Bruch. Nur wenn man ganz unglücklich fällt, wenn man vielleicht mit dem Kopf aufschlüge, dann könnte es gefährlich werden. Doch warum sollte man mit dem Kopf aufschlagen?

DIE DROHUNG

Unermüdliche Marekfüße: sie tragen ihn vom einen Ende der Wohnung zum anderen, kreuz und quer, der Länge und der Breite nach. Und dennoch, es ist ihm nicht bewußt, daß er geht. Nicht er geht auch eigentlich. Die Füße tun es: unermüdliche Marekfüße. Sie tragen ihn vom einem Ende der Wohnung zum anderen, kreuz und quer, der Länge und der Breite nach. Würde man von außen an den Wänden lauschen, man könnte unschwer erkennen, daß hier jemand aufgeregt und nervös durch seine Wohnung schreitet – nein, nicht schreitet, denn schreiten würde heißen, daß man bedächtig einen Fuß vor den anderen setzt, doch so ist es nicht: eilige Schritte, sich annähernd und dann entfernend, zuweilen plötzlich innehaltend. Doch schließlich hört man es wieder, dieses sinnlose, dieses ziellose, dieses ungesteuerte Trappen, Konzert der Schuhe auf dem blanken Boden: unermüdliche Marekfüße. Sie tragen ihn vom einen Ende der Wohnung zum anderen, kreuz unquer, der Länge und der Breite nach.

Doch warum sind seine Füße so unermüdlich, was soll dieses Herumgerenne in der Wohnung, was regt ihn so auf? Denn er ist offensichtlich aufgeregt. Möglicherweise hat es etwas mit der Zeitung zu tun, die aufgeschlagen auf dem Küchentisch liegt. Alles, das angegessene Marmeladenbrot, der halb getrunkene Kaffee, inzwischen schon völlig kalt, deutet schließlich darauf hin, daß Marek bis vor kurzem noch gemütlich beim Frühstück saß, die Zeitung durchblätterte und dann – wodurch? – veranlaßt wurde, sich zu erheben und derart nervös durch seine Wohnung zu stapfen. Was liegt also näher als zu vermuten, daß eine Meldung in dieser Zeitung der Grund für seine Aufregung ist.

»Bürgermeister in Bedrängnis – Fraktion entzieht ihm das Vertrauen«: das kann es nicht gewesen sein. Aber vielleicht dies: »Brandanschlag auf türkisches Geschäft: kleiner Junge kommt bei Sprung aus dem Fenster ums Leben. Täter werden im rechtsradikalen Millieu vermutet«. Nein, das auch nicht. Warum sollte sich Marek darüber aufregen? Oder gibt es da doch einen Grund? Aber natürlich, erinnerst du dich nicht, Marek? Der General hat dir doch davon erzählt. Wir werden denen ein bißchen einheizen, hat er gesagt. Du hast also davon gewußt und bist nicht zur Polizei – tut ein aufrechter Staatsbürger das?. Deshalb bist du schuld, daß sie ihren Plan ausführen konnten. Du bist schuld, daß der kleine Junge tot ist. Einfach zu feige warst du, aber das warst du schon immer. Und Angst hattest du vor der Polizei. Deine Weste ist nicht rein. Bist selbst ein Verbrecher, hast die dummen Scheiben eingeworfen. Die Sache ist noch nicht

ausgestanden. Jederzeit können sie wiederkommen und dich abholen, dir die Wahrheit ins Gesicht sagen: Sie waren es. Kommen Sie mit auf die Wache, Sie sind verhaftet!

Die Angst ist aber keine Entschuldigung, denk daran. Jetzt ist der Junge tot. Gut, du hast nichts getan, lagst friedlich im Bett während es passiert ist. Doch manchmal ist Nichtstun die größte Schuld. Du machst es dir zu leicht, indem du dich darauf hinausredest, daß du keine exakten Informationen hattest. Auch, daß du jetzt aufgeregt durch die Wohnung läufst – vielleicht meinst du, es sei ein Bußgang, aber du irrst – ist kein Zeichen der Reue. Was, du bist ganz ruhig, sagst du. Dann sieh auf deine Füße! Jetzt merkst du es. Das ist die Schuld, die dich treibt. Die Schuld der Unschuldigen, der Leute, die seelenruhig in ihren Betten liegen, während das Unrecht sich draußen vor der Türe abspielt. Die gibt es nicht, meinst du. Das ist ja zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre. Warum sitzt du dann nicht beim Frühstück und liest deine Zeitung zu Ende? Sage mir warum! Es ist die Schuld, du weißt es, deine Füße wissen es: unermüdliche Marekfüße. Sie tragen dich vom einen Ende der Wohnung zum anderen: kreuz und quer, der Länge und der Breite nach.

Denk nur an deinen Vornamen, wenn du es noch immer nicht einsiehst. Sprich ihn laut aus, den Mördernamen, schäme dich nicht. Du machst ihm alle Ehre und hast dich doch in letzter Zeit gerne so nennen lassen.

»Du, Kurt, ist dir schon aufgefallen, daß der Adolf gestern nicht gekommen ist? Der war doch sonst immer da.«

»Na, er wird halt auch mal zu Hause geblieben sein. Wirst sehen, heute Abend sitzt er wieder bei uns. Wir haben schließlich was zu feiern.«

»Weiß er denn was davon?«

»Der General hat es ihm erzählt, als wir vorgestern auf seinen Beitritt angestoßen haben.«

»Das wirft allerdings ein anderes Licht auf die Sache.«

»Was meinst du damit?«

»Vielleicht ist er deshalb nicht dagewesen.«

»Das glaub ich nicht.«

»Wir sollten es besser dem Helmut erzählen. Nicht, daß der Idiot uns noch die Polizei auf den Hals hetzt.«

»Laß den Helmut vorerst aus dem Spiel. Wenn er heute wieder kommt, ist ja alles in Ordnung und wenn nicht, dann können wir immer noch etwas unternehmen. Ich habe seine Adresse und werde dann mal bei ihm vorbeischaun und nach dem Rechten sehen.«

Es ist Abend. Noch immer liegt die Zeitung aufgeschlagen auf dem Frühstückstisch, noch immer wandert Marek rastlos, ratlos durch die Wohnung: Ob ich nicht vielleicht heute doch besser hingeh? Am Ende schöpfen sie noch Verdacht. Nein, nicht schwach werden Marek, du hast es dir vorgenommen. Und was ist mit der Polizei. Der zumindest solltest du erzählen, was du weißt. Das heißt, vielleicht ist es besser, ich halte den Mund. Jetzt weiß ich schließlich, wie gefährlich die sind.

Marek geht also nicht zum Stammtisch und macht sich verdächtig, mittlerweile sogar beim Kurt, der sich fest vorgenommen hat, ihm einmal auf den Zahn zu fühlen, um dann entweder beruhigt zu gehen, nur einen Freundschaftsbesuch abgestattet zu haben, oder eine leise, vorerst zarte Drohung auszusprechen.

So steht er am Vormittag des nächsten Tages vor Mareks Türe. Er muß lange läuten, wollte beinahe schon wieder gehen, bis ihm geöffnet wird. Marek saß auf der Toilette, hatte die ganze Angelegenheit für einen Moment vergessen, sich nur auf die Entleerung seines Darms konzentriert, denn mit seiner Verdauung klappt es nicht mehr so. Kein Wunder bei seiner Ernährung: er ist kein guter, kein einfallsreicher Koch und außer Kartoffeln gibt es so gut wie kein Gemüse. Er weiß nur, daß er satt werden muß. Und deshalb nun diese Plackerei auf der Toilette. Verstopfung ist das größte Übel der Menschheit. Muß es denn ausgerechnet jetzt läuten, denkt er. Wer ist denn da so ungeduldig? Man kommt ja nicht einmal mehr auf der Toilette zur – Ruhe. Na, es wäre vermutlich sowieso nichts mehr daraus geworden.

Kreidebleich wird Marek, als er feststellt, wer geklingelt hat. Schnell so tun, als ob man sich freue. Ein Lächeln jetzt, was gäbe er für ein Lächeln auf seinem Gesicht! Zumindest aber ein wenig die Mundwinkel verziehen.

»Hallo, Kurt! Das ist aber eine Überraschung. Schön, daß du mich auch einmal besuchen kommst«, lügt Marek.

Der Kurt muß den erschreckten Ausdruck auf seinem Gesicht bemerkt haben: »Ich wollte dir nur einen kleinen Besuch abstatten und nach dem Rechten sehen. Du bist ja schon ganz gegen die Gewohnheit zwei Tage nicht mehr bei uns gewesen. Wir haben dich vermißt und uns Sorgen gemacht. Du bist doch nicht etwa krank? Du siehst ganz weiß im Gesicht aus.«

»Ja, ich war krank, aber jetzt geht es mir schon wieder besser. Komm doch rein. Du mußt entschuldigen. Ich bin wegen meiner Krankheit nicht so recht zum Aufräumen gekommen.«

»Das macht doch nichts. Bin doch auch Junggeselle. Was meinst du, wie es bei mir manchmal aussieht: wie im Schweinestall. Und dann krieg ich wieder einen Rappel und mein deutscher Ordnungssinn gewinnt die Oberhand.«

»So geht's mir auch«, sagt Marek, weil er nichts besseres zu sagen weiß und dabei denkt er: der ist bestimmt gekommen, weil er wissen will, warum ich nicht mehr zum Stammtisch gehe. Hätte nicht gedacht, daß der Kurt so einer ist. Ich dachte immer der wäre mein Freund. Aber jetzt ist er mein Feind. Ich muß aufpassen, was ich sage. Die stecken alle unter einer Decke. Und gefährlich sind sie: Mörderbrut.

Innerlich regt er sich auf, aber er muß vorsichtig bleiben, darf sich nichts anmerken lassen:

»Willst du vielleicht ein Bier trinken?«

»Nein, Danke. So früh ist das nichts. Aber wenn du einen Kaffee hast, sage ich nicht nein.«

»Ich setze gleich einen auf. Wollte mir sowieso gerade einen machen. Du kannst dich ja inzwischen setzen.«

Marek geht in die Küche. Er ist froh einen Moment alleine sein zu können. Er muß seine Haltung bewahren.

»In ein paar Minuten ist er durchgelaufen«, ruft er ins Wohnzimmer.

»Schön. So ein Kaffee ist doch etwas Feines. Wenigstens etwas Gutes, das wir den Türken verdanken, denn die waren es doch, die den Kaffee nach Europa gebracht haben, wenn ich mich nicht irre. Ist allerdings schon geraume Zeit her. Heute ist der Kaffee ja geradezu eine Selbstverständlichkeit, gar nicht mehr wegzudenken. Aber seien wir diesem Pack nicht allzu dankbar. Immerhin wollten sie sich schon damals das gesamte Abendland unter den Nagel reißen. Und den Kaffee hätten wir früher oder später auch ohne die bekommen. Was mich betrifft, so hätte ich nichts dagegen, wenn die allesamt wieder dorthin verschwinden würden, wo sie hergekommen sind: nach Anatolien oder wo auch immer. Hast du es übrigens schon gehört? In der Zeitung stand, sie haben einen von diesen türkischen Gammelläden angezündet. Wie findest du denn das? Als echter Deutscher kann ich nur sagen: Recht so! Eine gewisse Schadenfreude kann man da eben nicht unterdrücken. Wenn es auch zugegebener Maßen tragisch ist, das mit dem kleinen Jungen. Aber warum mußte das dumme Türkenbalg aus dem Fenster springen?«

»So, jetzt ist er fertig«, gibt Marek bekannt, während er mit einem Tablett beladen aus der Küche kommt. So eine Unverfrorenheit selbst darauf anzuspieren, denkt er. Doch ich werde mich nicht provozieren lassen. Einfach nicht darauf eingehen, einfach ignorieren.

»Nimmst du Milch und Zucker?«

»Nein, schwarz und ohne alles, so mag ich es am liebsten.«

»Ich nehme immer etwas Zucker und viel Milch. Dann ist er nicht so bitter.«

»Jeder wie er es mag. Aber du hast mir noch gar nicht auf meine Frage geantwortet.«

»Welche Frage denn?«

»Was du davon hältst, daß sie dieses Geschäft angezündet haben.«

»Wen meinst du denn mit sie?«

»Na, die natürlich, die es getan haben. Wer das ist, weiß man noch nicht, das heißt, die Polizei weiß es noch nicht. Ich glaube ja, daß sich dort der gesunde Volkszorn entladen hat. Verständlich, wenn man bedenkt, daß diese Türken schon ganze Stadtviertel an sich gerissen haben. Dort ist man sich seines Lebens nicht mehr sicher. Und kein anständiger Deutscher kann dort wohnen, in dem Dreck. Zuerst kommt der Türke und mit ihm die Ratte. Fragt sich nur, was das größere Übel von beiden ist! Aber da spreche ich dir vermutlich aus dem Herzen.«

»Dazu habe ich keine Meinung. Ich denke nur, daß die Leute, die das getan haben, bestraft werden sollten. Schließlich haben sie ein kleines Kind auf dem Gewissen.«

»Einen kleinen Türken«, verbessert der Kurt. »Und noch dazu war er selbst schuld an seinem Tod. Auch kann ich nichts so Schreckliches daran finden, wenn es einen kleinen Türken weniger gibt.«

Das ist zuviel für Marek: diese Dreistigkeit! Sogar kleine, zornige Schweißperlen stehen auf seiner Stirn, so aufgebracht ist er. Nur mit größter Mühe kann er sich noch unter Kontrolle halten.

»Da bin ich anderer Ansicht«, sagt er trocken.

»Ach, wirklich? Und warum? Mir scheint, deine Krankheit hat dein Denken ein wenig verwirrt. Du denkst jedenfalls nicht mehr wie ein aufrechter Deutscher.«

Marek kann sich nicht mehr zurückhalten: »Und mir scheint, du denkst wie ein Irrer! Nur ein Geisteskranker kann derartiges gut heißen. Aber ihr seid ja alles Irre! Denkt ihr denn, ich wüßte nicht, wer dahinter steckt! Der Helmut und seine Leute sollen sich vorsehen. Ich habe genug von euch, ich will nichts mehr mit euch zu tun haben. Raus aus meiner Wohnung! Raus mit dir, sonst hole ich die Polizei und erzähle denen auch gleich alles!«

»Du weißt nicht, was du sagst. Du bist erregt und durcheinander! Keinen einzigen Beweis hast du, nur Vermutungen. Und die Polizei lacht dich aus, wenn du es ihr erzählst. Aber tu, was du nicht lassen kannst. Der Helmut ist eine friedfertige Seele von Mensch. Der könnte keinem was zu Leide tun. Außer natürlich, man provoziert ihn, verleumdet ihn und seine Freunde, wie du es getan hast. Doch selbst dann weiß er sich meist zu beherrschen. Ich kann dir aber nicht versprechen, daß das auch für seine Kameraden gilt. Die sind noch jung und junges Blut kocht leicht über. Laß dir das eine ernste Warnung sein. Das ist ein freundschaftlicher Rat und ich kann dir nur empfehlen, dich daran zu halten. Ich gehe jetzt. Danke übrigens, für den Kaffee.«

DIE MASCHINE

Objekt der Begierde – schon immer gewesen – da steht sie, oder thront sie, wie man es betrachtet. Doch es ist keine Frage, daß man betrachtet, gebannt oder nur flüchtig, vielleicht auch verächtlich, desinteressiert. Jedenfalls: man sieht hin. Und sieht man länger hin, kann den Blick nicht wenden, dann kommt es, das Verlangen, der Wunsch. Schon Generationen ist es so, seit... ja, seit wann? 1765, so steht es im Lexikon: irgendwo in Schottland. Wo sonst? Denn es ist klar, nur in solcher Einsamkeit, nur in so karger Landschaft konnte entstehen, was dann... Aber das würde zu weit führen und schließlich wissen wir es ja, brauchen nur um uns zu sehen, in unsere kaputte Natur und unsere kaputten Städte zu gehen. Zudem ist es auch uninteressant, denn interessant ist vielmehr dieses Ding da, hinter der Scheibe, zwischen Puppen und Baukästen, Modellflugzeugen und Teddybären: die Maschine. Nicht irgendeine, nein, die Maschine, der Inbegriff dessen, was wir, aus einer seltsamen, frühkapitalistisch inspirierten Romantik heraus, darunter verstehen: eine Dampfmaschine – James Watt. Irgendwie geläufig der Name, vielleicht aus dem Physikunterricht. Ein Schotte, kein Engländer, das ist wichtig. Denn bringen wir auch alles frühkapitalistische, frühindustrielle ohne Zögern und weitere Überlegung sofort mit England in Verbindung, so tun wir damit doch den Schotten Unrecht. Wie gesagt, nur in solcher Einsamkeit, nur in so karger Landschaft konnte..., das heißt: sollte es etwa doch in London oder Manchester gewesen sein?

Aber das ist schließlich auch wieder uninteressant, für Marek uninteressant, der vor der Scheibe – oder ist es dahinter? Die Frage scheint schwierig zu klären, es kommt auf den Standpunkt an – steht und begierige Blicke auf das Spielzeug wirft, das ihn irgendwie an seine Maschine erinnert, wenn das natürlich auch etwas abwegig ist. Denn diese Miniaturdampfmaschine in der Auslage des Spielwarengeschäfts, ist technisch und vor der Größe her nicht im geringsten mit seiner ehemaligen Maschine zu vergleichen, ist so völlig urtümlich, simpel, ja archaisch, gemessen am Präzisionsinstrument, an dem er gearbeitet hat.

Doch möglicherweise ist es gerade dieses Urtümliche, dieses Urmaschinenhafte, das ihn so fasziniert, das sie zu Mareks Idealbild einer Maschine macht. Und darum wird sein Verlangen immer größer, je länger er – und er steht lange vor dem Schaufenster – hinsieht. Die pure Gier spricht aus seinem Blick. Nur dumm, daß er nicht genügend Geld einstecken hat.

Reiner Zufall war es, der ihn an dem Geschäft vorbeigeführt hat. Er wollte sich nur ein wenig die Füße vertreten und einen kleinen Spaziergang machen. Doch dann blieben seine Augen

an der Dampfmaschine hängen. Kindliches Verlangen kam in ihm auf. Er muß sie haben. Und deshalb macht er sich auf den Weg zur Bank, sich Geld zu holen. Er beeilt sich, daß ihm niemand zuvor kommt, denn wer könnte widerstehen, sich der Faszination, der Magie der Maschine entziehen? – Niemand!

»Du, Helmut, ich glaube, ich muß dir was erzählen.«

»Ja, Kurt?«

»Also, es geht um den Adolf. Du hast es sicher schon bemerkt, daß er seit ein paar Tagen nicht mehr gekommen ist.«

»Was ist so besonderes daran?«

»Das besondere daran ist der Zeitpunkt. Das letzte Mal als er hier war, das war der Tag, an dem wir seinen Beitritt gefeiert haben. Und da hat ihm der General von eurer Aktion erzählt.«

»Meinst du, daß es damit zusammenhängt?«

»Das glaube ich allerdings, denn ich habe gestern bei ihm vorbeigesehen, da ich mir schon so etwas dachte. Bei dieser Gelegenheit habe ich ihm auf den Zahn gefühlt und ihm klarzumachen versucht, was ein Verräter von uns zu erwarten hätte.«

»Und wie hat er reagiert?«

»Ich denke, daß es besser wäre, wenn du und deine Jungs ihm nochmal einen Besuch abstatten würdet.«

»Ich verstehe. Die Freude wird schätzungsweise ganz auf unserer Seite sein.«

Doch vorerst nicht, vorerst darf sich Marek freuen: Vorfreude auf seine Dampfmaschine. Schon als Kind hat er sich immer eine gewünscht, doch das Geld hat nie gereicht und als er selbst verdiente, war er natürlich zu alt und hatte schließlich auch seine Arbeit, durfte sogar an einer viel größeren, viel imposanteren Maschine glücklich werden und Befriedigung empfinden. Jetzt ist der alte Wunsch allerdings wieder lebendig und auch Geld ist genügend vorhanden: es steckt in der Jackentasche. Alle paar Schritte überprüft er, ob es noch da ist und ist jedesmal erleichtert, wenn er es fühlen kann. Er kann es kaum glauben, nichts steht mehr im Weg. Sein Geld ruht brav in der Tasche, geht weder verloren, noch wird es gestohlen. Nicht einmal verstecken spielt es mit ihm, sondern bleibt, gut bewacht, dort, wo er es verstaut hat. Kaum faßbares Glück schließlich, als er am Geschäft angekommen ist und die Maschine noch im Schaufenster steht. Keiner hat sie ihm vor der Nase weggeschnappt, kein dummes Kind schwelgt

in Seeligkeit, keine Dampfmaschine zum Geburtstag, er hat damals ja auch keine bekommen. Die Kinder heute wissen sowieso nichts mehr damit anzufangen, wollen lieber ein ferngesteuertes Auto oder ein Videospiel.

»Das soll wohl ein Geschenk für Ihren Enkel sein. Da wird er sich aber freuen.«, sagt die Verkäuferin zu Marek, als dieser die Dampfmaschine aus der Auslage verlangt. »Warten Sie, ich hole ihnen eine Verpackte aus dem Lager.«

»Nein, ich will die aus dem Schaufenster. Sie brauchen sie auch nicht zu einzupacken, ich nehme sie gleich so«, stellt Marek klar, der wirklich nur genau jene Maschine haben will und keine andere.

Schließlich wird sein Wunsch erfüllt und er kann sie stolz nach Hause tragen. Als er ankommt stellt er sie auf den Wohnzimmertisch und holt sich einen Lappen, um sie zu putzen, denn er will, daß das Metall auf Hochglanz poliert ist. Seine Maschine! Sie gehört ihm ganz alleine und nur er darf über sie bestimmen. Sie muß tun, was er verlangt und das ist viel. Er erwartet einen reibungslosen Betrieb. Auch er tut schließlich das seinige dazu, wartet sie liebevoll. Zuerst muß angeheizt werden und dann kann es losgehen. Die Antriebswelle setzt sich in Bewegung. Es funktioniert!

Welch wunderbare Musik, die ertönt! Dieses rhythmische Stampfen und Schnauben. Kein Mozart, kein Beethoven hat so etwas je zustande gebracht. Welche Wohltat für die krachgewohnten Ohren! Und schön ist sie, ein Meisterwerk der Formgebung. Funkelndes Metall in vollendeter Bewegung: ein wahrer Gott, ein Maschinengott der Perfektion, erhaben, majestätisch.

Den ganzen Tag läßt Marek die Maschine laufen, vertieft er sich in ihre Betrachtung. Ein schweres Los der Arbeit steht ihr bevor, keine Ruhe wird ihr vergönnt sein. Abends nimmt er ihr Bild mit in den Schlaf, sein Hirn ist damit angefüllt, kein Platz für etwas anderes. Er hat endlich seinen verloren geglaubten Lebenssinn wiedergefunden. Wie einfach ist es doch glücklich zu sein! Sein Leben wird erfüllt sein durch ihre Anbetung, seinen Gottesdienst an ihr. Sie will geputzt und gepflegt werden, sich nicht nutzlos plagen, sondern bewundert sein.

Marek ist äußerst gewissenhaft in dieser Hinsicht. Es gibt nur noch ihn, die Maschine und seine Liebe für sie. Rattata, rattata, rattata, klingt es in seinen Ohren. Er lauscht, was sie ihm zu sagen hat: rattata, rattata, rattata. Doch was ist dieses Geräusch, dieses störende Geräusch. Da ist es schon wieder. Zum Glück, es kommt nicht von der Maschine. Es ist die Türklingel. Wer kann das sein? Er erwartet doch niemanden. Ungebetene Gäste also. Will man sein Glück

zerstören? Steht da draußen am Ende die Polizei und will ihn abholen. Welche Dummheit hast du damals begangen! Wie töricht von dir, die Scheiben einzuwerfen. Hat dir doch nichts gebracht, außer dieser Angst. Und die Mutter würde sich im Grabe umdrehen, wenn sie wüßte, daß man Ihren Sohn verhaftet. Doch am aller schlimmsten: Wer wird sich dann um die Maschine kümmern? Wer wird sie bewundern und behüten? Schweren Herzens geht er zur Türe und öffnet:

Ein freundschaftlicher Faustschlag in die Rippen, ein gut gemeinter Fußtritt in den Magen. Marek krümmt sich am Boden.

»Ihr seid es. Seid ihr also doch noch gekommen.«

»Nur eine Warnung, Adolf. Nur eine Warnung.«

»Ich heiße nicht Adolf«, will Marek entgegnen, doch keiner hört es, es erstickt in seiner Kehle, erstickt unter den Schlägen und Tritten. Die rohe Gewalt ist über ihn hereingebrochen. Und dazu singt die Maschine: das große Lied vom Tod des Helden. Schon etwas dick aufgetragen zwar, denn ans Sterben geht es noch nicht, doch erhebend. Wenn er nur wüßte, woran ihn diese Melodie erinnert. Wagner! Nur Wagner ist so kraftvoll, so heroisch, so brutal! Die Götterdämmerung hat begonnen und langsam dämmert es auch ihm: die Gewalt hat sich verselbständigt und es gibt kein Entkommen für ihn. Nur ein Trost bleibt ihm: die Maschine wird so bald nicht aufhören zu laufen, jedenfalls nicht, solange er noch bei Bewußtsein ist. Sie wird weiter ihr Lied singen, ihre großartige Musik, ihr rattata, rattata, rattata. Sie wird immer noch singen, auch wenn jene schon längst gegangen sind, die ihn jetzt treten und schlagen, und er alleine zusammengekrümmt in einer Ecke seiner Wohnung liegt und darauf wartet, daß man ihn findet oder auch nicht.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text steht für die private Lektüre zum Download unter: <http://www.power-xs.net/jain>.
Er darf ohne Zustimmung des Verfassers weder verändert, kopiert, weiterverteilt oder anderweitig anders als für private Lektürezwecke benutzt werden. Viel Spaß!